

In Amerika bei B. HERDER, 17 South Broadway, St. Louis, Mo.



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 11.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$1.75 postfrei.

November 1888.

Inhalt: Cardinal Lavigerie's Denkschrift über die Unterdrückung des Sklavenhandels in Afrika. — Sitten und religiöse Uebersieferungen der Karenen in Birma. — Bilder aus Persien. (Schluß.) — Skizzen aus Guyana. (Schluß.) — Nachrichten aus den Missionen: Japan (Gründung einer Anstalt für Ausföjige); Vorderindien (Mission unter den Kolhs); Aegypten (Pensionat in Tantah); Ostafrika (Austand in Sansibar); Westafrika (Belgisch-Kongo). — Miscellen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Die Martyrerfamilie.

Cardinal Lavigerie's Denkschrift über die Unterdrückung des Sklavenhandels in Afrika.

Etwohl sich unsere Leser namentlich in der letzten Zeit des nähern über das großartige Unternehmen des Cardinals Lavigerie zu Gunsten der armen Neger Afrika's anderweitig unterrichten konnten, glaubten wir trotzdem in diesen Blättern noch einmal ausführlicher auf dasselbe eingehen zu sollen. Wir werden dabei einige Punkte aus der Denkschrift Sr. Eminenz an die Freiburger Katholikenversammlung herausgreifen.

Der erste Brief, worin der Herr Cardinal dem Präsidenten der Versammlung sein Bedauern ausdrückt, nicht persönlich an den Verhandlungen in Freiburg theilnehmen zu können, dürfte unseren Lesern aus den Zeitungen noch ebenso in Erinnerung sein, wie die eingangs der gedachten Schrift erwähnten Gründe, denen zufolge sich Deutschland der Bewegung gegen die Sklaverei anschließen muß. In wirklich sympathischer Weise erwähnt Se. Eminenz die hohen Verdienste deutscher Forscher um die Erschließung Afrika's und zeigt, wie unser Vaterland es dem Andenken seiner Söhne schuldet, das Werk der Civilisation Afrika's, dem jene ihre Kräfte widmeten, durch thätige Mithilfe an der Abschaffung der Sklaverei fortzusetzen. Gewichtiger noch als diese Gründe fallen die neuen Rechte in Afrika in die Waagschale; denn den neu erworbenen Rechten entsprechen ernste Pflichten. Bei dieser Gelegenheit wiederholt Cardinal Lavigerie mit Freimuth das apostolische Wort, das er auch bei anderer Gelegenheit schon gesprochen: „Es ist ein leichtes, zu Congressen zusammenzutreten

und sich Gebiete einzuverleiben; christliche Staaten können dabei jedoch nicht vergessen, daß dem Rechte die Pflicht entspricht. Die ersten Nationen Europa's, England, Belgien, Frankreich, Deutschland und Portugal, haben in gemeinsamem Uebereinkommen ihre gegenwärtigen und künftigen Rechte auf Afrika anerkannt und ausgesprochen. Eben dadurch haben sie aber auch diesem Erdtheile gegenüber Pflichten auf sich genommen. Die erste derselben ist die Pflicht, zu verhindern, daß die eingeborene Rasse einem grausamen Untergange verfalle; zu verhindern, daß die Länder, welche ihre Forscher der Civilisation eröffnet haben, sich von neuem schließen und zu unzugänglichen Wüsteneien werden.“ Des weitern beruft sich Se. Eminenz auf die verschiedenen Artikel, durch welche nicht nur die neuen afrikanischen Staatsgebiete gegründet wurden, sondern auch den Eingeborenen Schutz verheißen und allen zu ihren Gunsten errichteten Anstalten religiöser, wissenschaftlicher oder mildthätiger Art, ohne Ansehen des Bekenntnisses oder der Nationalität, Förderung versprochen wurde. Vor allen wird auch Artikel 9 der Berliner Conferenz angezogen, demgemäß die Mächte sich verpflichten, mit allen Mitteln, die in ihrer Macht liegen, dem Sklavenhandel zu steuern, und die zu strafen, welche denselben treiben. Das sind, wie der Herr Cardinal es nochmals kurz zusammenfaßt, die Pflichten, welche Deutschland dem Ruhme seiner unermüdblichen Afrika-Forscher schuldet, und weit mehr noch die feierlich übernommenen und bestätigten Gewissenspflichten, die unser Vater-

land wie alle Mächte, die den Berliner Congreß besuchten, im Namen der Humanität und Bildung übernahm.

Für die Katholiken muß die Ehrfurcht und Ergebenheit gegen das Oberhaupt der Kirche, welches so viele Millionen unglücklicher Seelen retten möchte, die sonst dem ewigen Tode verfallen, ein Sporn mehr sein. „Eine andere Sorge bleibt uns noch,“ so beginnt die Encyklika des Heiligen Vaters Leo XIII. über die Abschaffung der Sklaverei in Brasilien, „eine Sorge, die uns in Betreff augenscheinlicher Greuel lebhaft beschäftigt und unsere ganze Fürsorge anruft. Mag auch der abscheuliche Menschenhandel zur See wirklich aufgehört haben, zu Lande ist er leider noch zu sehr und in einer barbarischen Weise verbreitet, namentlich in verschiedenen Gegenden Afrika's. Und in der That, da in den Augen der Mohammedaner zwischen den Aethiopiern und ähnlichen Stämmen und den vernunftlosen Thieren kaum ein Unterschied besteht, läßt sich unschwer, aber mit Betrübniß einsehen, mit welcher Treulosigkeit und Grausamkeit sie dieselben behandeln. Mit Waffengewalt fallen diese Räuber unversehens über die Stämme des Innern her, zerstören ihre Städte, Felber und Dörfer, verwüsten und rauben alles, führen Männer, Weiber und Kinder als Beute fort, um sie mit Gewalt auf die schändlichsten Märkte zu bringen. Von Aegypten, von Sansibar, aus einem Theile des Sudan gehen diese schmachvollen Züge wie von ebenso vielen Stationen aus. Mit Ketten beladen müssen Menschen die weiten Wegestrecken zurücklegen; kaum daß sie die elende Nahrung aufrecht zu erhalten vermag. Dazu kommen noch grausame Schläge. Diejenigen, welche die Mißhandlungen nicht zu ertragen vermögen, sind dem Tode geweiht, die Ueberlebenden werden wie eine Heerde zu Märkte getrieben und vor den herzlosen, entmenschten Räufern zur Schau gestellt. Die so Verkauften sehen sich hartherzig von ihren Weibern, Kindern und Eltern losgerissen; der Herr, dessen Willkür sie anheimfallen, läßt sie das harte, schmachvolle Sklavenjoch fühlen und zwingt sie selbst, den Glauben Mohammeds anzunehmen. Zu unserem großen Schmerze haben wir das kürzlich aus dem Munde von Personen gehört, die mit Thränen in den Augen Zeugen einer solch unfählichen Schmach gewesen sind; ihre Schilderung wird bestätigt durch die jüngsten Berichte der Forscher aus Aequatorial-Afrika. Nach ihrem Zeugnisse übersteigt die Zahl der Afrikaner, die so jedes Jahr nach Art von Viehherden verkauft werden, 400 000. Ueber die Hälfte der armen Opfer erliegt auf dem langen rauen Marsche den Mißhandlungen, so daß Reisende die Wegspuren an den zurückgebliebenen Gebeinen zu erkennen vermögen. Wen sollte der Gedanke an solches Elend nicht ergreifen?“

Sodann legt der Heilige Vater Zeugniß ab von dem Gefühle tiefen Mitleides, das ihn zu den Unglücklichen bewegt, und er erklärt, wie er gerne mit den Ketten der leiblichen Sklaverei zugleich die Bande geistiger Knechtschaft sprengen möchte. Denn nur in dem Glauben, welchen die Missionäre den armen Heiden bringen, sieht er die Quelle und den Hort der Freiheit, zu der wir durch Christus gelangt sind.

In einer Ansprache an die afrikanischen Pilger, die, von Sr. Eminenz dem Cardinal Lavigerie geführt, dem Heiligen Vater ihre Ehrfurcht bezeugten, sagte Leo XIII. unter anderem: „Wir haben alle, in deren Händen die Macht liegt, dem scheußlichen Gewerbe, das man Negerhandel nennt, ein Ende zu machen, hierzu eingeladen und einbringlich gebeten, alle Mittel aufzubieten, daß dieser Schandfleck nicht länger das menschliche Geschlecht entehre. Da nun das afrikanische Festland der Hauptschauplatz

dieses Treibens, das eigentliche Land der Sklaverei ist, empfehlen wir in unserem Schreiben (gemeint ist die oben erwähnte Encyklika) allen Missionären, die dort das heilige Evangelium verkündigen, alle ihre Kräfte, ja selbst ihr Leben dem hohen Werke der Erlösung zu weihen, nach dem Beispiele des glorreichen Petrus Claver, den wir jüngst heilig gesprochen haben. Wir empfehlen diesen Missionären, so viele Sklaven loszukaufen, als ihnen möglich ist, oder ihnen doch die Linderungen der zartesten Vater- und Apostelliebe zu verschaffen. Auf Sie, Herr Cardinal, rechnen wir vor allem für den Erfolg. Wir kennen Ihren thätigen, einsichtsvollen Eifer. Wir kennen Ihre Leistungen bis auf den heutigen Tag, und wir hegen das Vertrauen, daß Sie nicht nachlassen werden, bevor Sie Ihre großartigen Unternehmungen zu einem glücklichen Ende gefördert haben.“

Noch eindringlicher und unmittelbarer wendet sich Cardinal Lavigerie im zweiten Kapitel seiner Denkschrift an unsere Landsleute, indem er zeigt, wie in Deutsch-Afrika gegenwärtig noch die Sklaverei besteht. Er beginnt mit den Worten, in denen Cameron das Ergebniß seiner Reise zusammenfaßt: „Auf meinem Wege immerfort Ruinen. Es erfüllte mich mit unaussprechlicher Trauer, die Trümmer so vieler Dörfer sehen zu müssen, die vor kurzem noch von glücklichen Menschen bewohnt waren. Wo blieben die Leute, welche diese Hütten erbaut, diese Felber bestellt? Sie wurden als Sklaven fortgeschleppt, von Räufern ermordet und im Kampf erschlagen, welcher den Unglücklichen gegen ihren Willen aufgedrängt wurde; sie starben vor Hunger und Entkräftung in dem Dickicht. Afrika blutet aus allen Poren. Ein fruchtbares Land, das nur der Arbeit bedarf, um eines der reichsten der Erde zu werden, sieht seine Bevölkerung schwinden, decimirt durch Menschenhandel und innere Kriege. Läßt man diese Zustände andauern, so wird es zur Wüste; das Land, das der Krämergeist beherrscht, wird für Handel und Forderung unzugänglich. Die bloße Möglichkeit einer solchen Zukunft ist ein Hohn auf unsere so sehr gerühmte Civilisation.“

In den deutschen Provinzen Kamerun, Damara, Nama herrschen dieselben Zustände. Nachdem der Herr Cardinal das verderbliche Wirken des Mohammedanismus in Afrika gekennzeichnet, geht er näher auf die Zustände in unseren Kolonien selbst ein. Zwar, sagt er, sei der Schauplatz der Sklavensjagden heutzutage von den deutschen Gebieten weiter weggerückt, doch nähmen die mohammedanischen Lieferanten der Menschenwaare noch immer ihren Weg über deutschen Besitz. Tabora im Centrum von Uvungembe und Udschibtschi am Ostufer des Tanganjika sind ihr Hauptstz, von wo aus Afrika vom Süden des Nyassa bis zum Norden des Tanganjika verwüstet wird.

„Der Markt von Udschibtschi“, heißt es in der Denkschrift, „wird verkräftigt bleiben in der Geschichte der Verbrechen und der Leiden der Menschheit. Wer wird das noch zu läugnen wagen, wenn er das Nachstehende gelesen? Vor sechs Monaten erhielt ich den folgenden Brief von einem meiner Missionäre: „Da ich in Udschibtschi bin, muß ich ein Wort über diese Stadt sagen; doch fühle ich mich nicht im Stande, sie so zu beschreiben, wie ich sie gesehen. Die Feder sträubt sich, alle Schrecklichkeiten wiederzugeben, welche hier verübt werden. Udschibtschi ist das bevölkertere arabische Centrum am Tanganjika. Hierher kommen alle Sklaventarawanen, die man im Innern aufgegriffen und in der Richtung von Sansibar abgeschickt hat; hier vereinigen sich sämtliche Westigen (Mohammedaner), um unter sich auszumachen, von welcher Seite aus und in welchem Lande die Streif-

jüge unternommen werden sollen. Von hier ziehen die Räuberbanden aus, die gegenwärtig Manjema überfluten und nicht eher ruhen, bis das vollreiche Gebiet verheert sein wird. Es ist ein wahres Sodoma, der Schauplatz aller Greuel, aller Schandthaten, Schrecken und Laster. Zu welchem Unheil wurde für Afrika der Tag, da die Muselmänner den Fuß in das Innere setzten! Mit ihnen kam ihre sittenlose Religion, die Verachtung des Negers, mit ihnen ihre Laster, ihre schändlichen Krankheiten, die bis dahin bei den Negern unbekannt waren. — Früher hatte ich schon zu wiederholten Malen den Markt von Udschibtschi besucht; aber damals waren die Sklaven wenig zahlreich, und ich sah das verabscheuungswerthe Gewerbe nicht in seiner Schrecklichkeit. Bei meiner letzten Reise war die Stadt in der eigentlichen Bedeutung des Wortes überschwemmt mit Sklavenzügen, die aus Manjema, Marungu, Uvira und Ubuari kamen. Wegen der Masse waren die Sklaven wohlfeil, man bot sie mir zu Spottpreisen an; aber fast alle waren vor Müdigkeit erschöpft, halbtodt vor Elend und Hunger, manche hätten die Fahrt über den See nach der Mission nicht mehr ausgehalten. Ich war so arm, daß ich fast alle abweisen mußte; ich hatte kaum Mittel, um die Gefangenen loszukaufen, die ich hier suchte, und denen der Vorzug gebührte, weil sie schon unserem Unterrichte angewohnt hatten.

Der Platz war mit Sklaven bedeckt, die in langen Reihen in abscheulicher Unordnung, Männer, Weiber, Kinder durcheinander, theils mit Stricken, theils mit Ketten gefesselt waren. Manchen, die aus Manjema kamen, hatte man die Ohren durchstochen und Schnüre durchgezogen, um sie so bei einander zu halten. In den Straßen begegnete man mit jedem Schritte lebenden Skeletten, die sich mühsam an einem Stocke weiter schlepten; sie waren nicht gefesselt, denn es fehlte ihnen ja die Kraft, sich zu retten. Auf ihren eingefallenen Zügen malten sich Leiden und Entbehrungen aller Art; alles zeigte, daß Hunger und Krankheiten sie bald hinwegraffen mußten. Die breiten Narben auf dem Rücken ließen die schmachvolle Behandlung erkennen, welche sie von ihren Herren erduldet, die Schläge nicht gespärt hatten, um die Unglücklichen zum Weitermarsch anzutreiben. Andere lagen in den Straßen, vor den Häusern ihrer Herren, die ihnen nicht einmal mehr die kargliche Nahrung zuwarfen, weil sie deren nahen Tod voraussahen, und so erwarteten sie das Ende ihres elenden Daseins. Bei dem Anblick solch Unglücklicher, die nicht, wie jene, welche Gott kennen, in ihren Leiden die Hoffnung als Linderung besitzen, blutet das Herz des Missionärs ganz besonders in dem Gedanken, daß so viele Seelen zu Grunde gehen, weil Arbeiter und Hilfsmittel zur Befreiung der Armen fehlen.

Besonders auf der Seite des Tanganjika, wo unbebaute, mit hohem Grase bestandene Strecken den Markt von den Ufern des Sees trennen, mußten wir all die haarsträubenden Folgen des scheußlichen Handels mitansehen. Diese Strecke ist der Begräbnisplatz von Udschibtschi oder besser gesagt der Schindanger, auf den man die todtten und sterbenden Sklaven wirft. Den zahlreichen Hyänen des Landes überläßt man die Beerdigung. Ein junger Christ, der die Stadt noch nicht kannte, wollte bis an das Seeufer vordringen; als er aber die zahlreichen Leichen den Pfad entlang erblickte, die halb von den Hyänen oder Asvögeln aufgezehrt waren, schauderte er vor dem entsetzlichen Anblick zurück. Als ich einen Araber fragte, weshalb so viele Leichen in der Nähe von Udschibtschi seien, und weshalb man

dieselben so dicht bei der Stadt liegen lasse, entgegnete er mir in ganz natürlichem Tone, als ob es sich um die einfachste Sache von der Welt handelte: „Wir waren früher gewohnt, die Leichen unserer todtten Sklaven dorthin zu werfen, und jede Nacht wurden sie von den Hyänen fortgeschleppt; aber dieses Jahr ist die Zahl der Verstorbenen so groß, daß die Thiere nicht zahlreich genug sind, um dieselben zu beseitigen. Menschenfleisch ist ihnen zum Ekel geworden.“

Das sind nicht die Greuel eines einzelstehenden Tages; nein, das alles wiederholt sich Tag für Tag das ganze Jahr hindurch.

Ein anderer Missionär schreibt: „Alle Karawanen, die von Manjema nach Udschibtschi kommen, bringen Kinder zum Verkauf. Sie sind durchweg in einem Zustande entsetzlicher Magerkeit; wenn es uns möglich ist, sie loszukaufen, retten wir sie ebenso sehr vom Tode als aus der Sklaverei. Als wir leztlich durch die Stadt gingen, sahen wir ein armes Kind, ein wirkliches Skelett, im Grase ausgestreckt liegen; es schien im nächsten Augenblicke zu sterben. Da wir hörten, es sei Sklave, wollten wir es loskaufen; doch sein Herr war nicht anwesend. Man versprach, denselben bei seiner Rückkehr zu uns zu schicken. Am nächsten Morgen hieß es, eine Hyäne habe das Kind während der Nacht aufgefressen. Doch war dem nicht so; denn das Opfer des Raubthieres war ein anderes verlassenes Geschöpf; unser Söhnling dagegen wurde uns von seinem Herrn zum Geschenke gemacht.“ Andere Grausamkeiten, deren die Denkschrift noch mehrere anführt, übergehen wir, weil wir in unserer letzten Nummer (S. 218 ff.) schon Beispiele dieser Barbarei brachten.

Weiterhin erklärt der Herr Cardinal es als Pflicht der deutschen Katholiken, ähnlich wie die katholischen Unterthanen anderer Staaten ihre Regierung nach Möglichkeit über die Schrecklichkeit der afrikanischen Sklaverei aufzuklären und sie zu drängen, zur Abschaffung derselben ihre Hilfe zu leihen. Zu diesem Zwecke schlägt Se. Eminenz den Entwurf zu einem nationalen Vereine für die Abschaffung der Sklaverei vor. Die betreffenden Statuten sind unsern Lesern aus den Spalten der Tagespresse bereits bekannt, ebenso der Plan des Cardinals zur gewaltsamen Unterdrückung des Sklavenhandels. Es erübrigt uns also nur, zur tatsächlichen Einführung dieses edeln Vereins und zum zahlreichen Beitritt zu demselben unsere Leser dringend aufzufordern.

Wir schließen mit den Worten des hochverdieneten Cardinals:

„Dieses Land, von dem ich Ihnen gesprochen, Ostafrika, das im Blute seiner Schwarzen erstickt wurde, muß Ihnen ehrwürdig sein. Es ist ja auch tatsächlich das Land der Martyrer, und Sie können es der Barbarei nicht überlassen. Einundzwanzig katholische Missionäre sind dort bereits gefallen. Drei davon haben ihr Blut auf deutschem Boden am Tanganjika vergossen, um ein armes Sklaventkind zu schützen und seinen Peinigern zu entreißen. Ein vierter, ein deutscher Bruder Maximilian Blum aus der Diocese Würzburg, wurde bei Tabora von den nämlichen Barbaren, denen er Licht und Leben brachte, grausam niedergeschlagen. Durch seinen blutigen seligen Tod empfing er zum Entgelt das ewige Leben. Er ruht in der Erde, von der er im Namen Gottes und des katholischen Deutschland Besitz ergriffen, ehe Politik ihm diesen Strich zusprach. Im Namen dieses bescheidenen, frommen, muthvollen Blutzeugen bitte ich euch, Katholiken Deutschlands, in Gemeinschaft mit dem Statthalter Christi, das Volk nicht in den Schrecknissen einer unmenschlichen Sklaverei zu lassen, für das er gestorben ist.“

Sitten und religiöse Ueberlieferungen der Karenen in Birma.

(Nach den Mittheilungen P. Bringaud's, Missionärs des Pariser Seminars.)

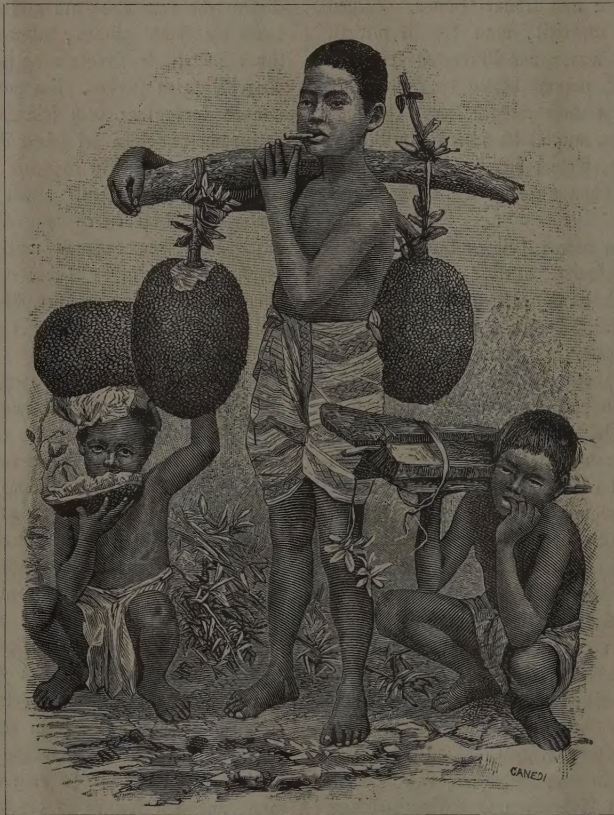
1. Gott, Schöpfung und Sündenfall.

Die Karenen oder Karin leben zwischen den verschiedenen Stämmen Birma's oder Birmaniens von der chinesischen Grenze bis an den Golf von Bengalen und von den Bergen Arakans bis an die Ufer des Menam zerstreut; ihren Hauptsitz aber haben sie auf der Hügellinie zwischen den Flüssen Saluen und Sittang. Dort bewohnen sie das Land fast ausschließlich. Die Missionsstation von Tungu kann als ihr Mittelpunkt betrachtet werden. Mit dem Namen Kagen oder Karin bezeichnen die Birmesen etwa 30 Stämme, deren Gesamtbevölkerung sich auf eine Million Seelen belaufen mag. Die Hälfte lebt auf englischem Gebiete. Man theilt sie in drei Hauptgruppen: die Bwe im Norden und Nordosten, und die Sgau und Dwo im Süden und Südwesten, wo sie sich bis nach Siam und Pegu hinein vorfinden. Die wilden Karenen werden Karin Dain genannt; die mit den Sgan und den übrigen birmesischen Völkerschaften vermischten Karenen sind halbcivilisirt und haben viel von deren Sprache und Glauben angenommen.

Die Karenen sind ein eingewandertes Volk, wie alle Forscher übereinstimmend annehmen, wenn auch ihre Ansichten über deren Abstammung noch so sehr auseinander gehen. Man wollte sie als Abkommen des israelitischen Volkes bezeichnen, hat aber dafür keine anderen Beweise, als die Uebereinstimmung ihrer Ueberlieferungen mit den Büchern Moses und gewisse patriarchalische Sitten einzelner Stämme. Ihre Gesichtszüge, Sprache, Geschichte und Legenden scheinen dagegen auf tatarisch-mongolische Verwandtschaft hinzuweisen. Andere lassen sie aus Bengalen über den Meeressgolf eingewandert sein und berufen sich dafür auf den Fluß Kan, der in ihren Ueberlieferungen eine große Rolle spielt; gemäß denselben hätten sie 7 Tage zur Ueberfahrt gebraucht; und wenn der Passatwind an dem einen Ufer zur Ruhe komme, hebe er am andern Ufer zu blasen an. Aber die meisten Ueberlieferungen wie auch viele Spuren des Chinesischen in ihrer Sprache weisen auf den Norden hin als auf das Land, aus dem sie einwanderten. Schon vor Christi Geburt kamen die ersten dieser Stämme. Vorher bewohnten

ihre Väter durch mehrere Jahrhunderte ein Hochland. Sie mußten „ein Meer von beweglichem Sande“ (vielleicht die Wüste Gobi) „durchwandern, in welchem sie viel zu leiden hatten und wo sie alle umgekommen wären, wenn nicht der Schutz geheimnißvoller Geister über ihnen gewaltet hätte“. Aus Yunnan rückten sie dann im 2. oder 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung im Gefolge eines chinesischen Heeres, wie einige sagten, oder von den Chinesen aus ihrem Heim verdrängt, in Birma ein und ließen sich in der Gegend von Bhamo an den nordöstlichen Zuflüssen des Irawadi nieder. Einige Jahrhunderte später trifft man sie in ziemlich gutem Einvernehmen mit den Birmesen. Dann aber mußten Kriege und Mißheiligkeiten ausgebrochen sein, und sie wurden in die Gebirge zurückgedrängt, wo sie ein mühseliges Leben führten. Erst viel später, vielleicht vor 200 Jahren, konnten sie sich in die reichen Ebenen des Irawadi-Delta hinabwagen und genießen jetzt dort unter englischem Schutze gleiches Recht mit ihren früheren Besiegern.

Unter den Karenen im Südwesten Birma's bestehen einige Missionen, und bei den dortigen Wilden finden sich die folgenden interessanten Ueberlieferungen. Es ist die Frage, ob sie dieselben durch die Jahrhunderte aus der Zeit der Uroffenbarung ohne schriftliche Aufzeichnungen in solcher Reinheit bewahrten, oder ob sie auf ihren früheren Wanderungen mit Zuben zusammentrafen und dieselben von ihnen erhielten. Man könnte auch an die Nestorianer denken, die sich durch ganz



Karenenfinder mit Früchten des Brodfruchtbaumes und Holz.

Ostasien bis nach Peking ausgebreitet hatten; aber da sich in den Ueberlieferungen der Karenen nichts von Christus und dem Neuen Testamente findet, ist diese Annahme nicht wahrscheinlich. Derselbe Grund scheint auch den Gedanken auszuschließen, daß diese Ueberlieferungen auf die früheren katholischen Missionäre im Reiche Pegu zurückzuführen seien. Manche dieser Ueberlieferungen sind in Nieder gebracht und werden bei feierlichen Leichenbegängnissen und bei anderen festlichen Anlässen gesungen; die meisten jedoch werden in ungebundener Rede, in Fabeln und Sprüchen erzählt. P. Bringaud theilt diese Sprüche und Ueberlieferungen so mit, wie er sie bei den Bwe und bei den birmesischen Karenen im Südwesten, unter denen er 20 Jahre als Missionär lebte, gehört

hat. Wir übersehen also einfach die Aufzeichnungen dieses Missionärs:

„Gott ist unveränderlich, ewig; er war beim Beginne der Welt. Gott ist ohne Ende und ewig; er war beim Beginne der Welt. Gott ist wahrhaftig, unveränderlich und ewig. Er war in den alten Zeiten beim Beginne der Welt. Das Leben Gottes ist ewig. Wenn auch viele Welten eine nach der andern sich folgen, so könnten sie die Zeit seiner Dauer nicht messen, und wenn doppelt so viele Welten sich folgten, so könnten sie die Zeit seiner Dauer nicht messen. Gott ist vollkommen in allen seinen Eigenschaften und kann nicht sterben im Wechsel und Wandel der Welten.

Gott hat die Himmel geschaffen, die Erde und alle Dinge.

Im Anfange theilte er sich den Menschen mit; aber er verließ sie wegen ihres Ungehorsams und zog sich in den siebenten Himmel zurück. Gott schuf den Himmel und die Erde. Die Schöpfung des Himmels und der Erde war vollkommen. Er schuf die Sonne, er schuf den Mond, er schuf die Sterne; die Schöpfung der Sonne, des Mondes und der Sterne war vollkommen. Er schuf auch den Menschen, und woraus bildete er den Menschen? Ganz zuerst schuf er den Menschen aus Erde; die Schöpfung des Menschen war vollkommen. Er schuf ein Weib; wie schuf er das Weib? Er nahm eine Rippe des Mannes und bildete daraus das Weib. Die Schöpfung des Weibes war vollkommen. Darauf schuf er das Leben. Wie schuf er das Leben? Gott unser Vater sagte: „Ich liebe meinen Sohn und meine Tochter, und aus Liebe zu ihnen will ich ihnen mein großes Leben mittheilen.“ Er nahm einen winzigen Theil seines Lebens

und hauchte ihn den beiden Personen ein; sie empfingen das Leben und wurden wirkliche und menschliche Wesen. Die Schöpfung des Menschen war vollkommen. Gott schuf auch die Nahrungsmittel zum Essen und zum Trinken. Er schuf den Reis, er schuf das Wasser, er schuf das Feuer, er schuf die Kühe, er schuf den Elephanten, er schuf die Vögel. Die Schöpfung der Vögel war vollkommen. Gott war vor allen Dingen. Nachdem er den Himmel geschaffen, verlegte er dorthin seine Wohnung und formte die Erde. Die ganze Erde war mit Wasser bedeckt und es gab kein festes Land darauf. Gott trennte das Land und das Wasser. Das Wasser bildete das große Meer, und das feste Land erschien. In der alten Zeit schuf Gott die Welt, und durch ihn wurde alles mit Sorgfalt

geordnet. Im Anfang schuf Gott die Welt; er hat die Macht, sie größer und kleiner zu machen. Gott schuf zuerst die Welt und kann sie vergrößern und verkleinern wie er will. Im Anbeginn schuf Gott die Welt und versah dieselbe mit festen und flüssigen Nahrungsmitteln.

Unser Vater Gott sagte: „Mein Sohn und meine Tochter, euer Vater wird euch einen Garten anpflanzen und schenken. Im Garten finden sich sieben Arten von Bäumen, welche sieben verschiedene Arten von Früchten hervorbringen. Unter den sieben ist eine Art nicht gut zu essen; esset nicht von dieser Frucht. Wenn ihr davon esset, so werdet ihr greiser werden und sterben. Nehmt euch in Acht! Esset nicht davon. Was ich geschaffen habe, gebe ich euch. Esset und trinket mit Maß. Alle sieben

Tage werde ich euch besuchen. Alles, was ich euch befohlen habe, thuet und haltet. Vergesst mich nicht. Bittet mich jeden Abend und jeden Morgen.“

Kinder, kleine Kindlein, im Anfang schuf Gott, um zu prüfen, ob der Mensch seinen Geboten gehorche oder nicht, den Baum des Todes und den Baum des Lebens, und er sagte ihm vom Baume des Todes: „Iß seine Frucht nicht!“ Er wollte erkennen, ob der Mensch ihm Glauben zolle. Dieser aber glaubt nicht und ist vom Baume des Todes, und Gott verbirgt ihm den Baum des Lebens, und weil der Baum des Lebens verborgen ist, stirbt der Mensch von dieser Zeit an. Im Anbeginn herrschte Gott; aber Satan erschien und brachte das Verderben. Ursprünglich herrschte Gott; aber der Teufel erschien und täuschte zum Tode. Das Weib Eu und der Mann Sanai gesielen den Augen des Drachen nicht. Der Drache schaute sie mit neidischem



Karenenmädchen.

Auge an. Der Drache täuschte das Weib und Sanai. Wie kam das alles? Der Drache nahm eine gelbe Frucht und gab sie den Kindern Gottes. Der große Drache nahm eine gelbe Frucht und gab sie der Tochter und dem Sohne Gottes. Sie überschritten die Gebote Gottes, und Gott wandte sein Angesicht von ihnen ab. Sie überschritten die Gebote Gottes, und Gott verließ sie. Sie bewahrten nicht alle Worte Gottes: sie wurden betrogen und die Beute der Krankheiten. Sie beobachteten nicht das ganze Gesetz Gottes; sie wurden betrogen und dem Tode unterworfen. Versuchung, die Frucht der Versuchung, fiel auf die Erde; die Frucht der Versuchung war böse und wurde ein Gift für unsere Mutter. Die Frucht der Versuchung (o iß nicht davon!) wurde im Anbeginn ein tödt-

liches Gift für unsern Vater und für unsere Mutter. Der Baum des Todes kommt uns vom Weibe, der Baum des Lebens vom Manne her. Am Tage nach ihrem Ungehorsam besuchte sie Gott frühmorgens; aber sie schlossen sich ihm nicht an, wie sonst, noch sangen sie sein Lob. Er trat zu ihnen hin und sagte: „Weshalb habt ihr von der Frucht des Baumes gegessen, den ich euch verboten habe?“ Sie wagten ihm nicht zu antworten, und Gott fluchte ihnen. „Sehet da,“ sagte er, „ihr habt meinem Gebote nicht gehorcht! Ich habe euch gesagt, ihr sollet die Frucht nicht essen, die nicht gut zu essen ist; ihr aber habt nicht gehorcht und davon gegessen. Die Folge davon ist, daß ihr dem Greisenalter und den Krankheiten unterworfen seid und daß ihr sterben werdet!“

P. Bringaud bemerkt, daß manche Legenden der Karenen Gott eine Körpergestalt geben und daß sie ihm Reisen, Leiden, Tod und Begräbniß andichten. Der Missionär schreibt das buddhistischen Einflüssen zu. Dann erzählt er:

„Wenn wir hier auf der Ebene zum erstenmale in einem Dorfe prebigen, so ist es nicht selten, daß Greise, die uns noch niemals gehört hatten, ausrufen: ‚Das ist daselbe, was unsere Väter uns erzählten; das ist unsere alte Religion. Neulich habe ich eine achtzigjährige Greisin begraben, welche mich zur Zeit ihres Taufunterrichtes im Jahre 1879 sehr in Verwunderung setzte. Sie erklärte meine Lehren über Gott, dessen Eigenschaften, die Erschaffung, den Sündenfall u. s. w. ganz den Lehren ähnlich, welche sie von ihrem Großvater gehört hatte, der einer der ersten war, welche aus den Bergen im Nordosten eingewandert sind. Fast bei jedem Satze unterbrach sie mich durch einen Ausruf des Staunens oder der Billigung. Als ich aber ausführlicher ihre Ansichten prüfte, erkannte ich, daß sie dem Schöpfer einen Leib beilegte. Sie sagte mir, Gott habe große Augen, um alles zu sehen, große Ohren, um alles zu hören, große Arme, um alles zu erreichen; seine Stimme erschalle bis an die Enden der Erde, und er sei es, der aus den Wolken rede, um die Bösen zu erschrecken. Eine Zeit lang habe ich mich täglich mit diesem guten Mütterchen unterhalten, das mich sehr liebgewann und mich ihren Enkel nannte. Als sie in meiner Abwesenheit starb, hat sie, man möge ihren Leichnam bis zu meiner Rückkunft aufbewahren, da sie von keinem andern begraben werden wollte.“

In den Ebenen von Pegu verändern und verwischen sich diese alten Ueberlieferungen durch den Umgang mit den Buddhisten. Aber in den Bergen und im eigentlichen Lande der Karenen werden sie sich, wie ihre Mundarten, noch lange erhalten.

Das materielle und geistige Uebergewicht der „Kulas“ oder Bewohner des Westens erklären sie also: Gott habe über einen Fluß setzen wollen und einen Karenen aufgefordert, ihn überzuzeihen; dieser aber habe sich entschuldigt, daß er keine Zeit dazu habe, während ein Kula, den Gott herbeirief, sich sofort beeilt habe, ihm zu Diensten zu sein. Dafür habe der Kula die heiligen Bücher des Gesetzes empfangen, in denen er das Geheimniß aller Dinge entdeckte. Dennoch habe Gott bei einer andern Gelegenheit auch einem Karenen sein geschriebenes Gesetz auf einem Fell gegeben. Der Karene aber, nachlässig und träge, wie immer, habe das Fell auf einen Baumstumpf gelegt, während er auf dem Felde arbeitete; da sei es von einem Hunde gestohlen und zerrissen worden. Seit jener Zeit seien die Karenen immer tiefer gesunken, in ihren Unternehmen stets unglücklich gewesen, hätten unter der Herrschaft der bösen Wald-, Berg- und Flußgeister gestanden und warten müssen, bis ihre Brüder,

die Kulas, vom Westen kamen, um sie zu befreien, zu unterrichten und ihnen die Bücher wiederzubringen, welche sie durch ihre Nachlässigkeit verloren.

2. Gute und böse Geister.

Nach diesen Ueberlieferungen von Gott, dessen Eigenschaften, der Schöpfung und dem Sündenfall sollte man meinen, die Karenen würden das höchste Wesen, das sie erkennen, auch anbeten und ihm Opfer darbringen. Leider ist das durchaus nicht der Fall. Der Karene betet Gott nicht an, bringt ihm weder Opfer noch Verehrung dar und bittet ihn um nichts. Er läßt sich eben nur von der Furcht beeinflussen, und da er von Gott die Ueberzeugung hat, derselbe sei gerecht und gut und man habe von dessen väterlicher Milde nichts zu fürchten, so läßt er ihn auch gänzlich bei Seite liegen. Das Christenthum muß ihn erst in seinen Pflichten gegen Gott unterweisen. Wie der Karene keinen Gottesdienst hat, so hat er keine Götzenbilder. Seine abergläubischen Opfer und Gaben, die er den guten und bösen Geistern darbringt, betrachtet er nur als Zaubermittel oder Arznei. Der Karene glaubt nämlich an das Dasein von übermenschlichen Wesen. Zu diesen gehören an erster Stelle die Engel oder seligen Geister, welche die Himmel bewohnen und die Befehle des Schöpfers, des höchsten Herrn aller Dinge, ausführen.

„Die Söhne des Himmels sind allmächtig,“ sagt ihre Ueberlieferung, „ihr Sitz ist nahe dem Throne Gottes. Die Söhne des Himmels sind reich an Tugend; sie wohnen bei Gott. Die Söhne des Himmels sind gut; sie lehnen sich an den Thron Gottes, der ganz aus Silber ist. Die Wesen, deren sich Gott zur Vollführung seiner Befehle bedient, bewohnen bis auf den heutigen Tag den Palaß des Ewigen.“

In der Karenen Sprache heißen die Engel „Matas“. Die Karenen glauben aber vor allem an die Teufel oder bösen Geister, die „Dras“, deren Oberhaupt Conteh ist, welcher die 7 Pforten der andern Welt bewacht. Derselbe war nicht immer böse und ist durch seine eigene Schuld gefallen. Die Legende erzählt von ihm:

„Conteh war vor alter Zeit gut; aber er übertrat die Gebote Gottes. Conteh war vor alter Zeit heilig; aber er hörte auf, den guten Gott zu lieben und zu verehren, und Gott verstieß ihn. Er betrog die Tochter und den Sohn Gottes, und Gott verjagte ihn. Kinder, kleine Kindlein, wenn ihr auch den Satan tödtlich verwunden könntet, so würde er doch nicht sterben. Aber wenn die Zeit der Erlösung gekommen ist, wird Gott selbst ihn tödten. Wenn er jetzt noch lebt, so ist eben jene Zeit noch nicht gekommen.“

Der Anführer der Geister der Versuchung heißt „Mukoti“. Diese Geister bringen die Menschen zum Falle, und ihnen werden alle Uebel zugeschrieben. Die Luft, die Erde, die Schluchten, die Berge, die Ebenen, die Wälder, die Bäche, die Flüsse sind voll von Teufeln, Geistern, Vampyren, Ungeheuern und Gespenstern. Alle Dinge bis ins Eingeweide der Erde hinein haben ihre eigenthümlichen Geister, und sie sind selten gut oder gleichgiltig, sondern fast immer böse und dem Menschen feindlich und müssen beständig und freundlich gestimmt werden, wenn der Mensch sich von ihnen verfolgt glaubt. Wenn Fieber oder sonst eine Krankheit ein Familienglied ergreift, muß der Geist durch Arznei der einheimischen Aerzte oder Zauberer gebannt werden. Diese unwissenden Menschen kennen eine Anzahl mündlich überlieferter Heilmittel aus Früchten, Pflanzen, Kräutern

und Wurzeln und dazu einige magische Formeln und Zaubersprüche. Wenn die natürlichen Heilmittel nicht helfen, so nehmen sie alsbald ihre Zuflucht zu Zaubereien. „Die Arznei ist ohnmächtig,“ sagen sie, „ein unsichtbares und höheres Wesen hindert ihre Wirkung; man muß daselbe beschwichtigen und von dem Kranken verbannen, den es in Besitz genommen hat.“ Man hält also Familienrath und beschließt fast immer, dem Quacksalber zu folgen und den Teufel zu beschwören.

Am Abende vor dem bestimmten Tage wählt man ein Huhn oder einen Hahn. Es kommt nicht darauf an, welche Farbe der Vogel habe, wenn er nur nicht weiß ist. Man bindet ihn an den Füßen fest und setzt ihn bis zum nächsten Morgen unter einen Korb. Früh morgens tödtet man ihn, kocht ihn und verSpeist ihn zusammen mit dem Reis, der gleichzeitig gekocht wurde. Das Familienhaupt bedient sich zuerst, dann die Frau und die Kinder und zwar genau nach dem Alter, vom ältesten angefangen. Wird diese Ordnung nicht eingehalten, tritt ein Fremder ein oder fällt etwas zu Boden und zerbricht, so muß am folgenden Morgen die Ceremonie von neuem begonnen werden. Fast nie wird dabei ein Wort gesprochen; man nimmt an, der Teufel wisse darum, daß man also verfähre, um ihn zu befänstigen und aus dem Kranken zu vertreiben. Um die Ceremonie wirksamer zu machen, redet einer den Geist also an: „Schutzgeist dieses Ortes, wenn du es bist, der diesen Kranken quält und ihm diese Leiden verursacht, so bitten wir dich, verlaß ihn und ziehe dich zurück! Vergteufel und Waldteufel, Seegeister und Flußgeister, wenn ihr diesen Menschen in Besitz genommen und quält, so bitten wir euch, ziehet aus und gebt ihn frei! Seelen unserer Ahnen, Seelen unserer Nachbarn und Verwandten, wenn ihr gekommen seid, um diesen Kranken zu martern, so weicht und hebt euch von hinnen!“

Wenn die Eltern des Beschwörers gestorben sind, so genügt ein Huhn; wenn sie noch leben, muß mit demselben Ceremoniell am darauffolgenden Tage noch ein anderes Huhn geschlachtet werden. Am nächsten Tage opfert man ein Schwein; es darf nicht von weißer Farbe sein; denn der Teufel liebt diese Farbe nicht. Daselbe muß frühmorgens und zwar am ehrenvollsten Platze des Hauses geschlachtet werden, an der Stelle, wo nachts das Haupt des Familienvaters ruht. So verlangt es das Ceremoniell des großen Drachen. Man ißt daselbe mit Reis, ganz so wie das Huhn am Tage vorher; wenn die Eltern des Beschwörers noch leben, wird am ersten Tage das Hintertheil, am zweiten Haupt und Schulterstücke des Thieres gegessen. Das ist die gewöhnliche Beschwörungsceremonie der Karenen meines Bezirkes; andere Stämme haben ein viel umständlicheres und kostspieligeres Ceremoniell. Die Bwes z. B. müssen Hühner, Schweine, Büffel, Ochsen, Wildpret, Hunde und Schlangen opfern. Wenn wahr ist, was mir ein neubekehrter Schan erzählt hat, so müssen die Bawas an der Grenze Pünnans den Verggeistern die Köpfe ihrer im Kriege erschlagenen Feinde opfern, welche sie nachher als Siegeszeichen am Hausfistri aufhängen. Die Thalain-Karenen aus dem Delta des Irawadi wenden sich mit langen und verwickelten Formeln an Komio, den Fürsten der Teufel. Wenn die ersten Heilversuche bei dem Kranken erfolglos sind, läßt man den Zauberer kommen und befragt ihn über Ursache und Verlauf des Uebels. Derselbe nimmt einen Stock und eine Holzohle, speit auf dieselbe und macht auf gut Glück damit auf den Stellen allerlei Striche, die er zählt, auswischt, erneuert, berechnet, und wenn endlich sein Urtheil dahin lautet, Komio habe den Kranken in Besitz genommen

und quäle ihn, so muß die Beschwörung mit dem Brennen einer Flasche Reisbranntwein beginnen; darauf wird Reis gekocht, endlich ein Huhn geschlachtet und in einem irdenen Topf gekocht. Man trägt es auf einem hölzernen Brett, Daunglan genannt, auf, legt den gekochten Reis dazu, ferner eine Traube Bananen, eine Kokosnuß und Betelkraut. Das alles wird am Kopfende des Bettes hingestellt zusammen mit einem Krug Wasser und der Flasche Reisbranntwein. Man gießt Wasser aus dem Kruge, in der Ueberzeugung, es fließe über die Hände Komio's, und man bittet ihn, er möge sich waschen. Dann füllt man eine Tasse mit dem Brantwein und stellt sie zu den Gerichten, und der Hexenmeister sagt: „Komm, großer Komio, iß und trink; quäle diesen Kranken nicht, thue ihm kein Leid, und wenn du in ihm wohnest, so ziehe aus.“ Darauf wird der Brantwein zu dreimalen ausgegossen, das Huhn an den Füßen aufgehoben und mit Reis und den Beigaben auf die Erde gelegt, indem man sagt: „Komm, ihr Gefährten des großen Komio, ihr seine Freunde, Diener und Aufseher, esset und trinket, fügt dem Kranken kein Leid zu und ziehet von hinnen!“ Das übrige wird von den Umstehenden verzehrt, und alle Verwandten müssen an dem Mahle theilnehmen. Wenn der Kranke trotzdem nicht geneßt, so hebt der Zauberer sein Spiel von neuem an; es gilt dann, den „viertöppigen Teufel“ auszutreiben, und die Ceremonie besteht im Opfer eines Huhnes, eines Schweines, eines Maulwurfes und einer Schildkröte, welche man zusammen in einem Kessel kochen muß.

Die Birmanen und Karenen meinen, sie hätten zwei Seelen; die eine wird von den Schans meines Bezirkes „Kala“, die andere „Tha“ genannt. Die Kala besteht vor dem Leben und vor der Tha, der allein sie Willensfreiheit und gute und böse Handlungen zuschreiben. Auch scheint die Kala vom Menschen unabhängig zu bestehen und ihm wie eine Art Schutzgeist beigesellt zu sein. Sie ist aber unbedingt erforderlich, damit die Tha bestehen könne; wenn sie sich trennt, tritt der Tod ein. Daraus entsteht die beständige Furcht, die Kala möchte scheiden, und zahllose Zaubereien bezwecken, sie festzuhalten oder zurückzurufen. Träume, Phantasiegebilde und Alptrüben werden ihr zugeschrieben. Die Leute meinen, im Traume könne sich die Kala vom Körper los trennen. Wenn man fürchtet, sie wolle die Tha verlassen, sucht man sie durch folgenden Zauber festzuhalten, dem die ganze Familie beizohnen muß. Ein Hahn und eine Henne müssen im gleichen Topfe mit Salz, Safran, Pfeffer und gewürztem Honig gekocht werden. Gleichzeitig wird eigens bereiteter Reis zugerichtet und als Nachtisch eine Traube Bananen beigelegt. Dann schlägt der Familienvater mit dem Schaumlöffel, welcher zum Abschäumen des Reises diente, dreimal an das obere Ende der Haustreppe oder Leiter und ruft: „Prrru! Komme zurück, Kala, und bleibe nicht draußen! Wenn es regnet, wirst du naß, und wenn die Sonne scheint, wird es dir heiß. Die Moskitos werden dich stechen, die Blutsauger dich anfallen, die Tiger dich fressen, der Donnerstrahl dich erschlagen. Prrru! Komm, Kala, hier wird dir wohl sein, nichts soll dir fehlen! Komm und iß, geschützt vor Wind und Wettersturm!“ Nach dieser freundlichen Aufforderung verzehrt die Familie Reis, Geflügel und Bananen und macht den Zauber dadurch kräftig, daß sich alle das rechte Handgelenk mit einer Zauberschnur umwickeln.

Eine große Rolle spielen die Gespenster in den Zaubereien der Karenen. Um diese zu befänstigen und zu bannen, füllen sie ein kleines Bambuskörbchen mit rothem, gelbem und weißem

Reis und stellen es im benachbarten Walde hin mit den Worten: „Gespenster, gestorben durch Sturz vom Baume, Gespenster, gestorben durch Hunger und Durst, Gespenster, gestorben durch Tigerzahn und Schlangengift, Gespenster, gestorben durch Mörderhand, Gespenster, gestorben durch Blattern und Cholera und Ausatz: quälet uns nicht, fahret nicht in uns, thuet uns kein Leid, bleibet hier in diesem Walde. Wir wollen hier für euch sorgen und euch rothen und gelben und weißen Reis bringen zur Nahrung.“

Die armen Leute leben in der entsetzlichsten Furcht vor den Gespenstern. Um nichts in der Welt könnte man sie bewegen, an einer Begräbnisstätte oder an einem Orte vorbeizugehen, wo ein Mord geschah. Oftmals meinen sie wunderbare Dinge zu

sehen. Vor 3 Jahren mußte ich eine kleine Christengemeinde, welche 7 Stunden von Mittagong entfernt ist, besuchen und schickte am Vorabende einige Schulknaben von 12—15 Jahren voraus, daß sie mir verschiedene Sachen dorthin trügen. Als ich am andern Tage daselbst ankam, rebete man von nichts als von dem Gespenste, das sie unterwegs am hellen Tage, gegen 4 Uhr nachmittags, bei einem birmesischen Begräbnisplatze gesehen haben wollten. Alle drei gaben eine übereinstimmende Beschreibung; am meisten waren sie durch die gewaltig großen Augen des Geistes in Erstaunen gesetzt; überhaupt wollten sie nur die Augen und den Kopf gesehen haben, da Buschwerk und Rauch den Leib des Gespenstes verborgen hätten. Natürlich sah und fand ich auf dem Rückwege nichts; aber es war



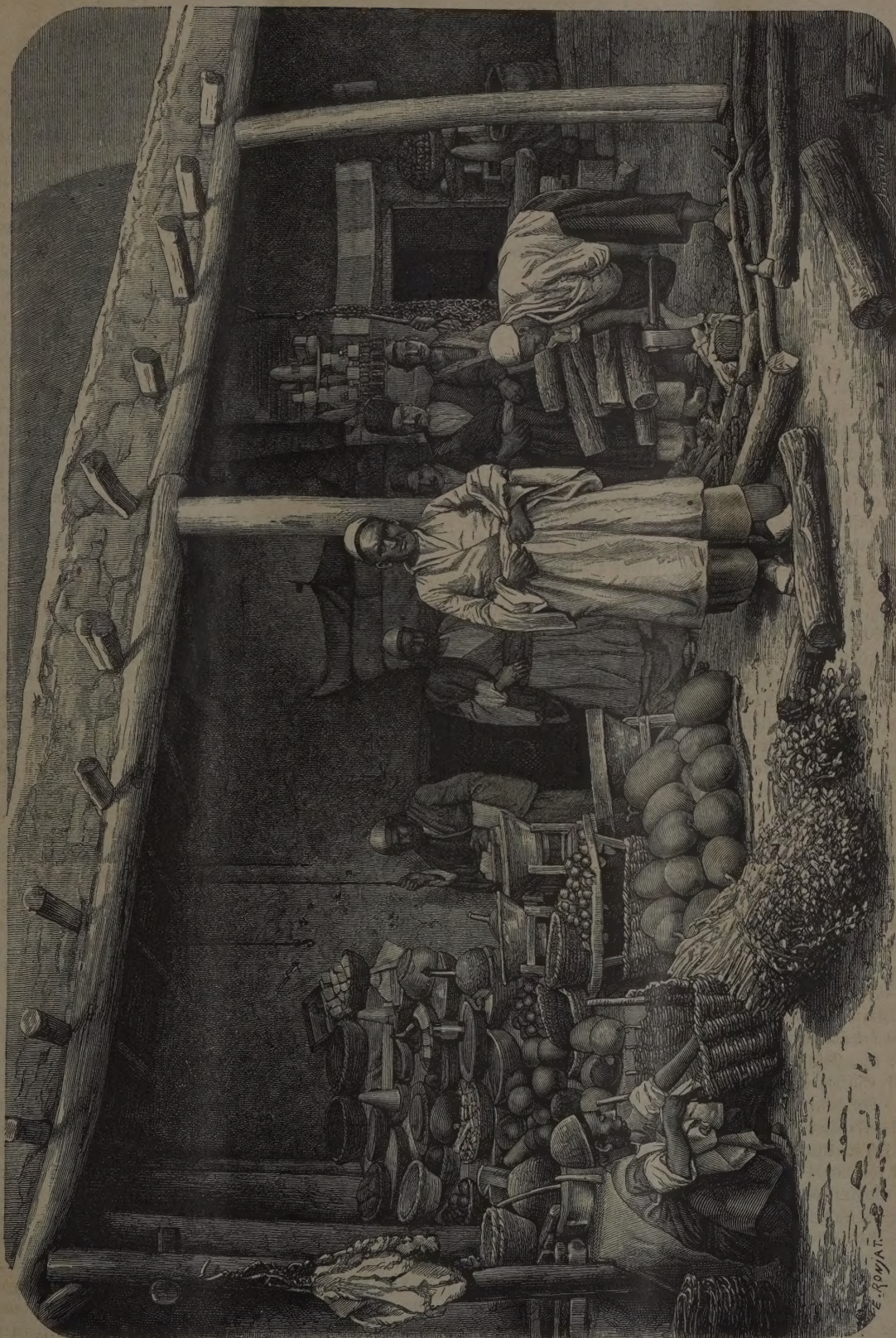
Karenen.

mir unmöglich, den Kindern beizubringen, sie seien von ihrer Einbildungskraft getäuscht worden. Sie sagten, die Gespenster hätten eben Furcht vor mir, dem Diener des ewigen Gottes, und die Gespenster seien nicht immer sichtbar, noch weilten sie stets am selben Orte. An ihrer Aufrichtigkeit konnte ich nicht zweifeln.

Die Karenen haben Hexen und Hexenmeister; überdies brauchen sie die Hilfe der birmesischen Zauberer. Diese haben mit den Teufeln einen Pact geschlossen und bilden sich für bestimmte Zweige der Schwarzkunst aus. Sie weigern sich, ihre Geheimnisse zu verrathen oder die Art und Weise, wie sie in die Künste der Magie eingeweiht wurden. Aber nach allem,

was ich in Erfahrung bringen konnte, gleicht das Ritual ganz demjenigen des Teufelsbundes, den die europäischen Hexen schlossen. Sie haben Wahrsager, welche sich mit Todtenbeschwörungen und Klopsgeistern abgeben. Aus den Knochen der zu diesem Zwecke geschlachteten Hühner verkünden sie die Zukunft. Das Unheil, das sie stiften, namentlich durch Verbreitung des tollsten Aberglaubens und durch Aufregung der schlimmsten Leidenschaften, ist groß. Uebrigens spreche ich meine Ueberzeugung nach vieljähriger Erfahrung dahin aus, daß der böse Geist in diesen heidnischen Ländern allerdings noch eine außerordentlich große Gewalt über diese armen Leute hat.

(Schluß folgt.)



Bazar in Eschusfa.

Bilder aus Persien.

(Schluß.)

Wiedereinführung des Christenthums. Neueste Zeit.

Zu Anfang des 6. Jahrhunderts sahen wir den Nestorianismus die vom Martyrerblute befruchtete Kirche Persiens fast völlig vernichten. Doch wie als Gottesgericht kam über die Irrlehre das Schwert des Mohammedanismus, und 600 Jahre lang herrschte in dem alten Sassaniden-Reich der fanatische Islam. Aus all dieser Zeit ist uns auch nicht eine nennenswerthe Nachricht über christliches Leben in Persien erhalten. Erst mit dem Aufblühen der großen Mönchsorden sollte auch Persien wieder der Segnungen der katholischen Kirche theilhaftig werden. Es gingen neue Apostel in die Welt und traten mutig in die blutigen Spuren eines heiligen Simon, Judas, Thomas und Bartholomäus: die Söhne des hl. Franziskus und des hl. Dominikus begannen ihre Arbeit.

Um das Jahr 1300 hatte das gewaltige Mongolenreich, gegründet durch Dschingis-Chan, auch Persien sich eingegliedert. Der Mohammedanismus war somit vom Throne gestürzt, auf welchem er so lange despotisch geherrscht hatte. Vielleicht ließen die Tatarenfürsten die Predigt des Christenthums zu. Franco, ein Dominikaner, aus Perugia gebürtig, machte den Versuch, und derselbe gelang. Damals war Persiens Hauptstadt Sultanieh in der Provinz Irak Agemi. Odsjaitu-Chan hatte diese Stadt gegründet, und in kürzester Frist stieg ihre Bevölkerung auf 70 000 Menschen. Sehr zahlreich mußten unter diesen die Christen gewesen sein; denn im zweiten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts gab es in nächster Nähe von Sultanieh 25 katholische Kirchen. Johannes XXII. erhob sogar im Jahre 1318 den Bischofsstuhl von Sultanieh zum Metropolitansitz, welchen P. Franco als der erste Erzbischof der tatarischen Königsstadt einnahm. Sechs Suffraganbischöfe, gleichfalls Dominikaner, waren ihm untergeordnet.

Alein der Glanz von Sultanieh erlosch bald. Neue Umwälzungen fanden statt. Das Reich der Groß-Chane sank in Trümmer und begrub in seinem Falle auch die neu erblühende Kirche. Abermals folgte ein Zeitraum dickster Finsterniß. Erst das 17. Jahrhundert brachte eine Wendung zum Bessern. Diesmal waren es Karmeliter nach der Reform der hl. Theresia, welche das schwierige Werk von Persiens Bekehrung in Angriff nahmen. Dreien der hervorragendsten Männer des Ordens wurde die Mission anvertraut. Ihre Namen sind: Paul von Jesus Maria, welcher schon dreimal die Würde eines Ordensgenerals bekleidet hatte, Johann vom hl. Elisäus und Vincenz vom hl. Franziskus. In Isfahan, einer Stadt von mehr als 600 000 Einwohnern, residierte damals Schah Abbas I., der Große. Mit seiner Einwilligung gründeten die Missionäre dort eine Niederlassung, welche in kurzer Zeit zu einem förmlichen Kloster sich erweiterte. Ungefährdt konnten die Mönche vom Berge Karmel ihre Regel beobachten. Vom Thurme ihrer Kirche schallten die Glocken weit in das Land. Tausende zog die Schönheit des Gottesdienstes an; frei wurde das Wort Gottes in den Straßen der vollreichen Stadt verkündet. Diese Vergünstigungen zeitigten reichliche Frucht; das Ende des 17. Jahrhunderts sah christliche Gemeinden und Kirchen an den Hauptorten des Perserreiches. Isfahan, oder besser Dschulfa, eine armenische Vorstadt der Reichshauptstadt, bildete den kirchlichen Mittelpunkt.

Ueber dieses Dschulfa, seine gewaltsame Entstehung und das rege christliche Leben, welches zu dieser Zeit innerhalb seiner Mauern herrschte, haben wir in unserer diesjährigen Februar-Nummer ausführlich berichtet. Heute bringen wir unsern Lesern zur Veranschaulichung persischen Lebens und Treibens das Bild eines Straßenbazars aus diesem Vorort (S. 233).

Außer den Karmeliten waren inzwischen auch Jesuiten, Dominikaner, Franziskaner und Augustiner auf dem vielversprechenden Arbeitsfeld angelangt. Vernehmen wir aus dieser Zeit einiges aus dem Bericht eines Jesuitenmissionärs. Der Brief ist geschrieben zu Hamadan in Medien, im Jahre 1721. „Hamadan, Hauptstadt einer gleichnamigen Provinz, liegt am Fuße des Berges Alwand. Auf diesem Berg soll der berühmte Philosoph Avicenna lange Zeit gelebt haben. Die Stadt ist uralt. Unter den Ruinen ragen besonders die Ueberreste eines gewaltigen Tempels hervor. Eine Kuppel dieses Tempels, aus bunten Ziegeln erbaut, steht noch. Unter ihr befinden sich, nach jüdischer Ueberlieferung, die Gräber der Königin Esther und ihres Vaters Mardocheus. Die Grabdenkmale sind aus eisenhartem Holz. Auf dem einen ist die ganze Geschichte der Esther in hebräischer Sprache eingemeißelt; auf dem andern liest man die Worte: „Diese Denkmale hat Arsaces errichtet“. Leider ist nicht gesagt, der wievielte Arsaces gemeint ist. Tag und Nacht brennen an diesem Heiligthum zahlreiche Lampen.“

Eine Art von Religionsgespräch schildert uns der Briefschreiber folgendermaßen: „Eines Tages besuchte ich einen persischen Großen und traf bei ihm einen Derwisch. Derselbe war ein sehr verständiger Mann, wohl bewandert in Philosophie und schittischer Theologie. Das Gespräch kam bald auf die Religion. Der Derwisch versicherte mir, daß er die katholische Lehre für sehr annehmbar halte; nur könne er sich nicht mit unserem Glauben an die Gottheit Christi einverstanden erklären. „Wie so?“ erwiderte ich, „ihr selbst bekennet ja in eurem Koran, daß Christus Gott sei; dort nennt ihr den Heiland Roub-Alah. Was bedeutet denn dieses Wort?“ — „Es bedeutet“, antwortete der Derwisch, „Geist oder Seele Gottes.“ — „Ist denn dieser Geist oder diese Seele Gottes verschieden von Gott, oder ist sie ein und dasselbe mit Gott?“ — „Der Geist oder die Seele Gottes“, erwiderte mein Gegner, „kann nicht verschieden sein von Gott selbst.“ — „Also“, schloß ich, „ist auch Jesus Christus Gott; denn was von Gott nicht verschieden ist, ist eben Gott.“ Der Derwisch gab die Richtigkeit der Folgerung zu, machte aber sofort eine andere Schwierigkeit. „Wir Mohammedaner hegen große Verehrung gegen Christus, während ihr Christen unseren Propheten gründlich verachtet.“ — „Das erklärt sich sehr natürlich“, war meine Antwort; „Christus besitzt alle Eigenschaften, welche Verehrung und Liebe hervorrufen; das Leben und die Lehre Mohammeds dagegen weisen Hunderte von Einzelheiten auf, welche die Verachtung verdienen.“ — „Wie kommt es denn aber, daß Christus selbst den Mohammed vorherverkündet hat?“ Das war mir neu, Christus als Vorläufer Mohammeds. Ich fragte also, wo denn Christus von Mohammed gesprochen habe. „Im Evangelium; dort verspricht er ja den Aposteln, einen Tröster senden zu wollen; dieser Tröster aber ist Mohammed.“ Meine Ueberraschung war groß; doch gelang es mir unschwer, den ehrlichen Derwisch von seinem Irrthum zu überzeugen. Ich

zeigte ihm nämlich, daß dieser verheißene Tröster die Apostel in die Kenntniß der Lehre Jesu Christi einführen sollte, daß aber Mohammed die meisten der Vorschriften Christi verwerfe. Dies leuchtete dem Manne ein, und ich bemerkte, wie er nachdenklich wurde. Uebrigens bringen eigentliche Disputationen über Religion wenig Nutzen. Auch wenn der Missionär siegreich alle Einwendungen abgewiesen hat, ist das Ende vom Lied höchstens ein Lob über die Schlagfertigkeit im Antworten. „Du hast viel Verstand,“ bekommt man dann zu hören, „ich wollte, du kämest zu uns. Unsere Religion hätte an dir einen geschickten Verteidiger.“ Dabei bleibt es.

An einer andern Stelle des Berichtes wird ein königliches Gelage zu Ispahan beschrieben. Derartige öffentliche Gelage stammen aus uralter Zeit. Schon aus dem Buche Esther wissen wir, daß der König Assuerus zwei große Gastmähler gab, eines für die Großen des Reichs, das andere für alle Bewohner von Susan. Dies schimmernde Bild morgenländischer Pracht und Gastfreundschaft möge mit den Worten der Heiligen Schrift hier einen Platz finden. „Im dritten Jahre seiner Regierung gab Assuerus ein großes Gastmahl allen Großen und Beamten, den Tapfersten der Perser und den Vornehmen der Meder, und den Statthaltern der Provinzen vor seinem Angesicht, um sehen zu lassen die Fülle an Pracht in seinem Reiche, sowie die Größe und Ruhmwürdigkeit seiner Macht, lange Zeit hindurch, nämlich hundertundachtzig Tage. Und als vorbei waren die Tage dieses Gastmahles, lud er ein das ganze Volk, so sich in Susan befand, vom Größten bis zum Kleinsten, und ließ ein Mahl bereiten auf sieben Tage in dem Vorhofe des Gartens und des Haines. Und von allen Seiten hingen herab Vorhänge von lichter und weißer und Hyacinthfarbe, die gehalten waren durch weiße und purpurne Seile, welche durch Ringe aus Elfenbein gezogen waren und gestützt wurden durch marmorne Säulen. Und die Sitzbänke waren von Gold und Silber, aufgestellt auf dem Boden, welcher mit Smaragd und parthischem Gestein belegt war. Und Malerei von wunderbarer Mannigfaltigkeit war zur Zierde daran. Die aber, welche geladen waren, tranken aus goldenen Bechern, und die Speisen wurden je in anderen Gefäßen aufgetragen; und Wein wurde, wie es königlichen Prunkes würdig war, in Ueberfluß, und sehr guter, aufgesetzt. Es war aber niemand da, welcher die zum Trinken anhielt, die nicht wollten, sondern wie der König bestimmt hatte, war je für einen Tisch einer seiner Großen beauftragt, daß jeder nehmen möge, was er wolle. Auch Basthi, die Königin, gab ein Gastmahl für die Frauen in dem Palaste, wo der König Assuerus gewöhnlich sich aufhielt“ (Esther 1, 3—9).

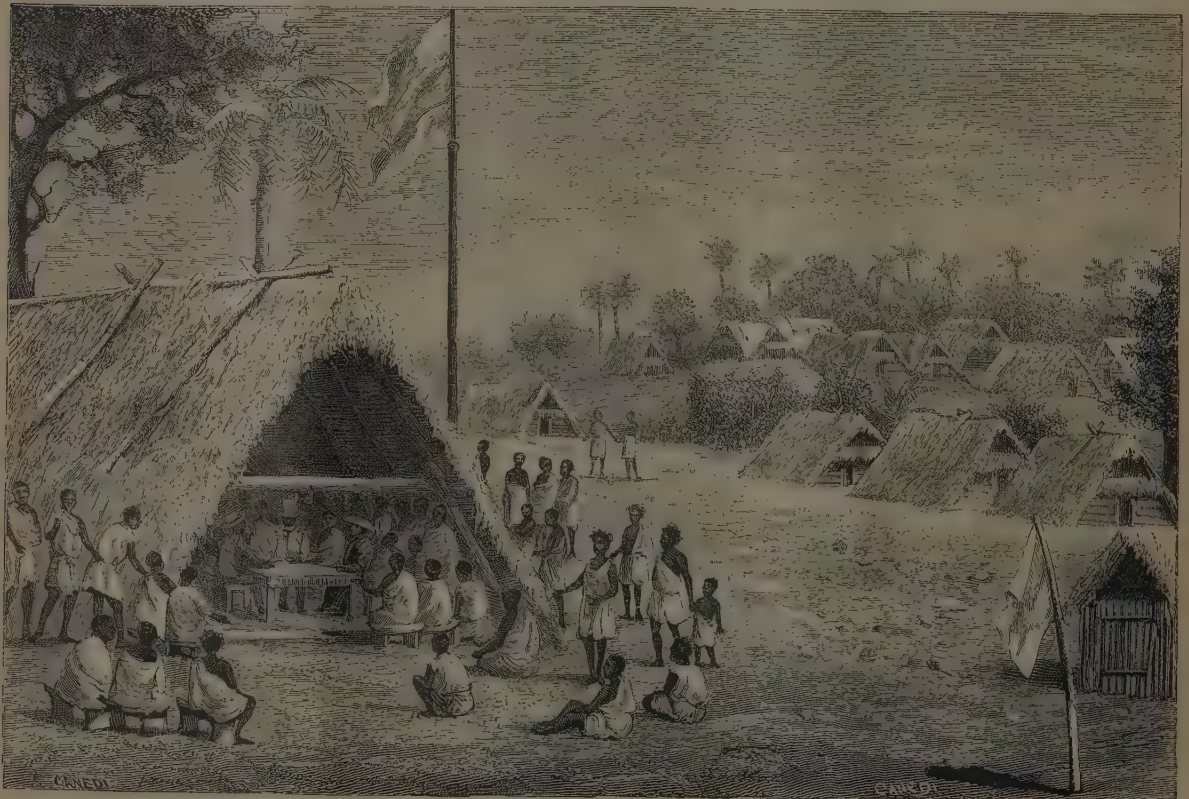
Hören wir jetzt die Schilderung des königlichen Gastmahles, wie sie unser Missionär aus dem 18. Jahrhundert, also beiläufig 2200 Jahre nach dem Gelage des Assuerus, entwirft. „Alle Pracht des königlichen Hofes wird bei solchen Gelegenheiten entfaltet. Die Teppiche, auf welche man sich niederläßt, sind überaus kostbar, die Tafeltücher vom feinsten Gewebe. Der Riesenteller, von welchem der Schah isst, hat 3 Fuß im Durchmesser und ist aus dem lautersten Gold. Auch die Gerichte für ihn werden in goldenen Schüsseln aufgetragen; dies thut einer der höchsten Hofbeamten. Knieend bietet er die Speisen an, nachdem er selbst zuerst davon gekostet hat. Ist der Schah bedient, so trägt man auch für seine Gäste auf, und zwar gleichfalls in goldenen Schüsseln, welche wenigstens 1½ Fuß Durchmesser haben. Früchte und Nachtisch werden in Porzellan- und

Silbergefäßen auf die Tafel gestellt. Der Wein wird kredenzt in Schalen von emailirtem Gold, deren Außenseite mit kostbaren Steinen geschmückt ist; man schenkt ihn unmittelbar aus mehreren goldenen Fässern, welche in der Mitte des Speiseraumes aufgestellt sind. Ein echt orientalischer, aber nach unserm Geschmack etwas gefährlicher Zierat sind die wilden Thiere, welche in weitem Kreis rings um die Gäste lagern: Elephanten, Löwen, Tiger, Leoparden strecken sich behaglich in der Sonnenwärme. Natürlich sind sie sicher angeketet. Jede dieser Bestien hat zwei goldene Geschirre vor sich, das eine zum Saufen, das andere zum Fressen. Wohl den prächtigsten Anblick aber gewähren 18 herrliche Pferde, welche, gesattelt und gezäumt, in einer Gruppe bei einander stehen. Alles glüht und glänzt an ihnen von Gold, Edelsteinen und Perlen. Die Europäer, welchen die Ehre wird, theilnehmen zu dürfen an diesem Gelage, brauchen, was Speise und Trank angeht, durchaus keinen Hunger zu leiden; denn alles ist vortrefflich zubereitet. Nur kommt es ihnen etwas ungewohnt vor, statt Messer und Gabel die Finger benutzen zu müssen.“ Der Missionär schließt seine Schilderung des Festes mit den Worten: „Man sieht, daß die heutigen Perser noch immer die Pracht des Königs Assuerus nachahmen; leider aber nicht die Mäßigkeit, welche dieser Herrscher an seiner Tafel beobachtet wissen wollte. Im Gegentheil werden jetzt die königlichen Gäste zum Trinken genöthigt. Wie ich höre, ist dies ein Kunstgriff des Schah, um die Großen seines Reiches redselig zu machen, und auf diese Weise manches zu erfahren, was von Wichtigkeit ist.“

Wenn auch in diesem Briefe keine weiteren Mittheilungen gemacht sind über Fortschritte und Erfolge der Missionsthätigkeit, so bekundet sein Inhalt doch ein Gefühl von Sicherheit und Ruhe und läßt auf keine augenblickliche Gefahr schließen. Und doch war dieselbe sehr nahe. Nadir-Schah bestieg gegen das Jahr 1740 den persischen Thron. Er wurde ein anderer Sapor an Grausamkeit und Haß gegen die Christen. Bischöfe, Priester und Laien, alles, was zum katholischen Glauben sich bekannte, mußte das Land verlassen; nur die schismatischen Armenier durften bleiben. Dieser Umstand bot später dem Apostolischen Stuhl den erwünschten Anlaß, einen neuen Versuch zu machen in dem Lande, welches schon so viel Schweiß und Blut gekostet hatte. Mehrere erprobte rechtgläubige Priester des armenischen Ritus wurden von der Propaganda ausgewählt und zu ihren schismatischen persischen Stammesgenossen gesandt. An ihrer Spitze stand als Apostolischer Präfect der Priester Derberian. Im März 1827 traf die kleine Schaar der Glaubensboten zu Chosru, auf persischem Boden ein. Damals stand Persien am Vorabend eines Krieges mit Rußland. Feindselige Menschen bezeichneten die neuen Ankömmlinge als russische Kundschafter. Das wüthende Volk zwang die Missionäre zur Flucht. Unterhalb Jahre hielten sich letztere unter den größten Entbehrungen und Gefahren verborgen in Felschluchten und Wüsteneien. Allmählich legte sich die Aufregung. Die Vertriebenen stellten sich in Ispahan den persischen Behörden, erklärten den Zweck ihrer Ankunft und baten um Ueberlassung der Kirchen und Häuser der früheren Missionäre. Unerwarteterweise wurde diese Bitte gewährt. Bald erhob sich auch eine öffentliche Schule, welche rasch mit Lernbegierigen gefüllt war. Nach neun Jahren angestrengter Thätigkeit hatten 52 Erwachsene die heilige Taufe empfangen, freilich ein nur bescheidener Anfang. Im Jahre 1834 erwirkte Derberian vom damaligen Regenten Fetali-Schah einen sehr günstigen Erlaß für die Katholiken: ungehindert

durften sie im ganzen Reich ihre Religion ausüben und neue Mitglieder aufnehmen. Um diese Zeit begannen auch die Lazaristen sich an der persischen Mission zu betheiligen. Schon im Jahre 1849 hatten letztere zwei Niederlassungen, zu Urmiah und Chosru. An beiden Orten bestanden Schulen für Knaben und Mädchen. Freilich fehlte es keineswegs an Schwierigkeiten. Von Zeit zu Zeit brechen immer wieder kleinere oder größere Verfolgungen aus. Gefangenschaft und Landesverweisung traf auch die Söhne des hl. Vincenz. Doch machte das Werk der Bekehrung stetige Fortschritte. Die neuesten Ereignisse in der uralten persischen Mission haben wir an anderem Orte mitgetheilt.

Somit können wir also unsere Bilder aus Persien zum Abschluß bringen. Der Leser sieht, daß seit den furchtbaren Schlägen, welche die Kirche dieses Landes im 4. und 7. Jahrhundert trafen, das religiöse Leben daselbst nicht mehr zur frühern Blüte sich erhoben hat. Es steht nicht bei uns, Gottes Zulassung erklären zu wollen, zu erforschen, warum er das herrlich strahlende Licht der Wahrheit in der Nacht des Irrthums und der Barbarei erlöschen ließ; unsere Sache ist es, durch Gebet und Opfer den eifrigen Glaubensboten zu Hilfe zu kommen, damit, wie in früheren Zeiten, so auch jetzt wieder von einer persischen Kirche die Rede sein könne.



Unsere Aufnahme zu Pitet.

Skizzen aus Guyana.

(Mitgetheilt von P. Julius Brunetti aus der Congregation vom Heiligen Geiste und dem heiligen Herzen Mariä. — Schluß.)

Die Bonis sind ein sanftes, friedfertiges Völkchen, das keinerlei Zank und Streit kennt. Ueber Tag gehen die Weiber den Hausgeschäften nach, während die Männer auf Jagd und Fischfang ausziehen oder wohl auch ihre Zeit verplaudern. Zu guter Abendstunde kehrt jebermann ins Haus zurück und begibt sich zeitig zur Ruhe. Nöthliche Störungen kommen nicht vor; obwohl die Schwarzen am Maroni gerne trinken, so wissen sie doch besser Maß zu halten, als die angeheiterten Nachtschwärmer unserer civilisirten Städte. Etwaige Fälle von Trunkenheit sind lediglich der Berührung mit einer sogenannten Bildung zuzuschreiben.

Lesen, schreiben und rechnen können die Deutchen freilich nicht; ja, ihr Alter ist ihnen ebenso unbekannt wie die Zahl der Jahrtausende, welche seit der Schöpfung verfloßen sind; sie haben nicht einmal einen Begriff von einem Jahre oder Monate. Nach dem Mondwechsel richten sie Ackerbau, Jagd und Fischfang ein; der Lauf der Sonne gilt als Zeitmesser, und die Ernten bestimmen die Jahreszeiten, kurz die Pflanzenwelt ist ihr Kalender.

Mag also nach dieser Richtung ihre Bildung recht mangelhaft sein, so sind sie doch andererseits um so vertrauter mit

Fluß und Wald. Geradezu mit bewundernswerther Geschicklichkeit wissen sie ihr Boot zu lenken, Klippen und Riffe zu meiden, stromauf, stromab die Schnellen zu überwinden. Im dichten Forste erschreckt sie weder Jaguar noch Schlange; ins dichteste Dickicht wagen sich die Männer hinein, ohne sich zu verirren; bis in die tiefsten Schlupfwinkel verfolgen sie das Wild, sie kennen seine Gewohnheiten, ein ferner Ton verräth ihrem Ohr dessen Gegenwart, und das Auge findet die schwächste Spur, die sich dem Boden aufgedrückt.

Der 4. April war ein Freudentag. Die Ceremonien des Morgens ergriffen mich tief. Unsere Feldkapelle prangte im reichsten Blüten- und Palmen Schmucke. Nach der heiligen Messe fand so feierlich wie möglich die Taufe des Gran-Man Anato,

seiner Gattin und seiner drei Kinder statt. Ich gab ihnen die Namen Paul, Pauline, Henriette, Maria und Magdalena. Außerdem wurde unser Jäger Cuami nebst seiner Familie, ferner ein junger Mann, der uns von Sparwin hierher begleitet hatte, im Bade der Wiebergeburt für Gott gewonnen. Nach der Feier fand große Rathversammlung unter dem Vorstize Anato's statt. Einmüthig wurde beschloffen, daß alle Bonis die Taufe empfangen sollten. Der Gran-Man rechnete es sich zur Ehre an, mich in Person von der wichtigen Entscheidung in Kenntniß zu setzen; zugleich bat er, man möge sobald als möglich einen Missionär schicken, der ihren Unterricht vollende und sie auf das heilige Sacrament vorbereite. Anato versprach, sein Stamm werde eine Kapelle bauen, und dem Lehrer solle



Das Haus des Gran-Man Anato.

es in ihrer Mitte an nichts gebrechen. An die öffentliche Feierlichkeit schloß sich die Taufe der Kranken und Altersschwachen in ihren Hütten; unter ihnen befanden sich die Mutter und die Tante des Häuptlings.

Am Abende des Freudentages lud mich der Gran-Man zu einem Kindertanze ein, der nach seiner Versicherung durchaus nichts Anstößiges bieten sollte. Ich nahm an. Den jungen Leuten hatten sich zahlreiche Erwachsene zugesellt; ringsum harrten die Bewohner des Dorfes und die Leute aus den benachbarten Ortschaften.

Im Halbkreise herum sitzen die Frauen in ihrer Landes- tracht. Eine aus ihrer Mitte singt ein einförmiges Lied, auf das die Anwesenden mit einer kurzen Refraktur antworten. Alle strecken die Arme nach vorne gegen den Himmel; ohne die

Füße im geringsten zu bewegen, wiegen sie sich nach dem Tacte eines Tam-tam von rechts nach links und singen dazu ihren Refrain. Dies ganz gewiß unschuldige Vergnügen, ohne das Bonis und Ducas kein Fest beschließen, dauert Stunden, ja oft Nächte lang.

In den Halbkreis der Frauen tritt nun ein Mann mit fransengeschnittenem Leibrocke; er läßt sich in die Kniee nieder, als ob er sitzen wolle; mit beiden Händen erfaßt er ein Tuch und erhebt die Arme ein wenig nach vorne. Die höchste Kunst besteht nun darin, dem Tacte zweier Tam-tams zu folgen. Der rechte Fuß berührt die Erde rasch wie der Schall der kleinen Trommel, während sich der linke gemessen bewegt nach dem Rhythmus der größern Pauke. Wie man sieht, ist diese Leistung keine leichte; es wird aber auch dem Künstler gegenüber, der

sich minutenlang zeigt, nicht mit rauschendem Beifalle gefargt. Anato versicherte mir zu wiederholten Malen, andere Tänze seien unter ihnen unbekannt. Somit liegt für mich keinerlei Grund zum Einschreiten vor, da ich nichts Anstößiges darin finden konnte.

Als um 9 Uhr das Zeichen zum Ende gegeben wurde, verstummten Trommel und Gesang sogleich, und jedermann suchte, nachdem er mir noch gute Nacht gewünscht hatte, seine Hütte auf. Bevor ich die Bonis verließ, war es mir noch vergönnt, sie mit mancherlei Geschenken zu erfreuen. Nur zu bald schlug die Trennungsstunde, und das Boot trug mich fort von den Leuten, die ich so lieb gewonnen.

Nach mancherlei Zwischenfällen, gelangten wir am 11. April bei den Boshnegern an. Es war 11 Uhr, als wir in dem alten Dorfe Rio-Gonbó eintrafen. Die Hauptzierde des Ortes ist ein mächtiger Baumwollenbaum, der binnen kurzem, im „feivi mun“, beim fünften Monde, zahlreiche Wallfahrer, die zu Can-canti beten wollen, in seinem Schatten vereinigt sehen wird. Eine ganze Menge kleiner Negerhütten sind schon errichtet und noch andere werden sich zu Hunderten um den Baumriesen erheben, der, etwa vor 10 Jahren gepflanzt, heute schon die Höhe von 20 m erreicht. Der Baum gilt als heilig; keiner der zahlreich herbeiströmenden Besucher wird sich unterfangen, auch nur einen trockenen Ast oder eine Wurzel davon anzurühren. Der ganze Boden, welchen das Geäst des Riesen beschattet oder dessen Wurzel ausläufer durchziehen, ist sorgfältig geebnet. Am Fuße des gewaltigen Baumes erhebt sich ein nicht ganz kunstloses Tempelchen, eine sogenannte Rauchhütte. Ihr zum Schmucke sind drei Stangen in die Erde gepflanzt, an denen weiße Luch-lappen als Fahnen im Winde flattern. Auf einer Art Feld-altar liegen die Opfergaben: Eier, Pflanzien, weiße Erde, Reis u. s. w. Aus dickem Rohre führt ein Weg vom Altare an den Fluß; er scheint zur Bequemlichkeit Gadu's und Bobu's angelegt zu sein, damit sich die Gottheiten an dem Felsgestein nicht etwa die Füße verletzten möchten. Bei den Lucas und vornehmlich hier bei den Poligudus merkt man, daß man sich recht eigentlich im Lande des Fetischismus befindet. Im Gegensatz dazu lassen, wie schon früher bemerkt wurde, die Bonis ihre Götter und den alten Aberglauben ziemlich links liegen. Am meisten fallen einem hier zu Lande in den Dörfern die sogenannten „Kifongas“ auf, die nach Art der altrömischen Joche errichtet sind.

In der Höhe von etwa 3 m hängen von einem Querbalken farnsenartig Maripablätter-Geslechte herab. Der Querbalken selbst ruht auf zwei Trägern, an deren Fußenden Krüge, Kürbiss-faschen und ähnliche Gerätschaften aufgestellt sind.

Den Frauen liegt es ob, alljährlich am letzten Tage diese primitiven Thore, deren es in jedem Dorfe mehrere gibt, durch Neubauten zu ersetzen. Natürlich geht das nicht ohne aber-gläubische Ceremonien ab. Nach der Ansicht dieser Leute besitzt das „Kifonga“ die Kraft, Bösewichte, wilde Thiere und zahl-reiche Krankheiten von dem Orte fernzuhalten.

Die nächsten Tage brachten wenig Neues. Das tröstlichste Ereigniß war die Taufe einer alten sterbenden Frau. Die hiesige Bevölkerung ist, soweit sie mir zu Gesichte kam, ein kräftiger Menschenschlag, unter dem man gar nicht selten wirklich schöne Gestalten findet. Nach manchen „Forschern“, die man freilich für Zimmerreisende zu halten sehr geneigt sein muß, sollen unter den Bonis und Lucas Ausfah und Ele-phantiasis sehr häufig sein. Während meines ganzen Aufent-

haltes bei diesen Stämmen habe ich nur einen einzigen Leprosen, einen kleinen Knaben, entdeckt; von der andern Krankheit ge-wahrte ich keine Spur. Es wäre freilich möglich, daß man die Leidenden in den Wäldern abgesondert hielte; doch glaube ich, es müßten sich selbst in diesem Falle irgend welche Anzeichen unter der sonst gesunden Bevölkerung dennoch finden. Ich meines Theils glaube nun ebenso wenig an diese wie an manche andere Nachrichten. Beispielsweise sind die Leute als Diebe verschrien, und zwar offenbar mit Unrecht. Ich habe Reis, Bananen und andere Früchte tagelang offen liegen lassen; weder etwas von diesen noch sonst ein Gegenstand ist mir je abhanden gekommen, obwohl ich besondere Vorsichtsmaßregeln nie anwendete. Dies zur Steuer der Wahrheit.

Sehr interessant war es mir, hier zwei Albinos zu entdecken. Die Haut und die Haare des ersten zeigten eine ins rötlich schimmernde Crèmesfarbe. Der Mann war groß, wohlgestaltet und hatte sonst den üblichen Rassetypus, wulstige Rippen, Stumpfnase und Wollhaare. Man hätte ihn füglich einen weißen Neger nennen können.

Der zweite Fall bei einem etwa zwölfjährigen Knaben war nicht so vollständig ausgeprägt. Der Kopf war zwar rötlich-weiß, und vor allem die Augen roth; doch hatte er sonst nur einen weißen Streifen, der nach Art eines Scapulars über Brust und Rücken hinabließ. In Pifet, wo wir am 15. April eintrafen, harrte unser ein feierlicher Empfang (s. Bild S. 236). Mir lag sehr wenig an dem Gepränge; denn meine Haupt Sorge war die Errichtung einer Missionsstation unter den Negern. Glücklicherweise begannen darüber die Verhandlungen bald nach den ersten Begrüßungen. Konnte ich auch noch keine bestimmten Zusagen wegen einer dauernden Niederlassung erhalten, so gab man mir doch die Versicherung, daß die Missionäre sehr willkommen seien, um die Kinder zu unterrichten und die Künste der Weißen zu lehren. Da vorläufig nicht mehr zu erreichen war, mußte ich mich damit begnügen.

Am 18. April verließen wir Pifet; es war der Vorabend von Palmsonntag. Es drängte mich zur Weiterreise, da ich in Monpussu eine alte Christin nach katholischem Ritus zur ewigen Ruhe bestatten wollte. Die Begräbnißfeierlichkeiten bei den Bonis und Boshnegern sind ganz eigenthümlicher Natur. Sobald jemand aus diesem Leben geschieden ist, wird es dem Dorfe und der Nachbarschaft durch einen Kanonenschuß angezeigt. Es gibt, nebenbei bemerkt, kaum ein Dorf, welches nicht das eine oder andere Geschütz aus früheren Kriegen mit den Eng-ländern und Holländern besäße. Auf den ersten Schuß folgen mehrere Flintensalven, worauf von allen Seiten die Menge herbeiströmt. Zu Monpussu sah ich z. B. Leute, die drei Tage-reisen weit zur Beerbigung gekommen waren. Gleich nach ihrer Ankunft statten die Leute den Angehörigen des Verstorbenen einen Besuch ab, kauern neben denselben nieder und stimmen in die allgemeinen Klagen ein. Da der Familie des Todten die Verstärkung sämtlicher Leidtragenden während 5—8 Tagen obliegt, steigern sich die erwachsenden Unkosten oft auf zwei-tausend Franken. Freilich steuern viele zum allgemeinen Mahle bei; aber für etwa 500 Personen ist das doch unzureichend. Wenige Stunden nach dem Verschiden wird der Leichnam in einen großen Sarg gelegt und in einer mit Laub und Lampen geschmückten Hütte ausgestellt. So bleibt er bis zur Einsetzung auf dem Begräbnißplatze, der meistens mehrere Kilometer vom Dorfe entfernt liegt. Dreimal im Tage, morgens, mittags und abends, erheben die Männer den Sarg, um ihn im Orte

umherzutragen. Bei Einbruch der Nacht beginnen die Tänze, die sich bis zum Morgengrauen hinziehen. Diese ganze Todtenfeier beansprucht eine fünftägige Dauer. In manchen Familien wiederholen sich alljährlich dieselben Ceremonien als Gedächtnisfeier. Daß die Yucas an ein anderes Leben glauben, steht fest, obwohl sie kaum anzugeben vermögen, worin dasselbe besteht.

Soweit als möglich habe ich mich über die Lage der Frau unter diesen Völkern unterrichtet. Vielweiberei scheint nicht allgemein zu sein, wenigstens nicht eine gleichzeitige, eben weil die Sache zu kostspielig ist. Jedoch sind Ehescheidungen durchaus nichts Ungewöhnliches; sie werden auf den leichtesten Grund hin vorgenommen. Trotzdem das Eheband so überaus leicht löslich ist, stehen doch jene Verbindungen am höchsten in Achtung, die niemals gelockert werden. Bei den Yucas wie bei den Bonis dürfte man in der Stellung des Weibes jene slavische Unterordnung vergebens suchen, wie sie sich in Afrika findet. Die Frau ist viel mehr die treue Gefährtin und helfende Stütze des Mannes, als das Werkzeug seiner tyrannischen Launen. Dies ergibt sich besonders auch daraus, daß die Mutterwürde des Weibes geehrt und ihm im Alter eine wirkliche Achtung gezollt wird. Anders freilich ist es in den Kolonien; denn dort gibt es kaum ein elenderes, hilfloseres Wesen, als eine arme Mutter, die von ihren Kindern im Stiche gelassen wurde.

Heute fragte ich ein Mütterchen nach seinem Alter. Erstaunt blickte mich die Frau an und sagte: „Aber wie kann man sich denn an den Tag seiner Geburt erinnern?“ Die Wochentage werden hier als erster, zweiter, dritter Arbeitstag u. s. w. bezeichnet. Jedermann trägt nur einen Vor- oder Rufnamen; eigentliche Familiennamen sind unbekannt. Ein Knabe, der am

Sonntag geboren wird, heißt Guachi; ist es ein Mädchen, das an diesem Tage zur Welt kommt, so nennt man es Guachiba. Am Montag geborene Kinder heißen Gobio oder Abiuba, und so bringt jeder Wochentag dem neuen Weltbürger einen andern Namen.

Auf dem Heimwege war es mir vergönnt, noch manche Seele durch die heilige Taufe der Heerde Christi einzugliedern; hoffentlich ist der Tag nicht mehr ferne, an dem alle diese Stämme Kinder der wahren Kirche werden.

Bevor ich endgiltig von den mir liebgewordenen Völkern Abschied nahm, suchte ich noch einiges über ihre Hochzeitsfeierlichkeiten in Erfahrung zu bringen.

So erfuhr ich denn, daß bei den Bonis und Yucas der junge Mann bei Zeiten sich auf die Suche nach einer passenden Gefährtin begibt. Ist die Wahl getroffen, die oft auf ein Mädchen fällt, das noch im Kindesalter steht, so bittet der künftige Ehemann seine Mutter um ihre Vermittlung, daß die Erwählte in seiner Familie erzogen werde. Findet die Bitte Genähigung, so läßt er dem Mädchen in seiner Hütte alle Sorge angedeihen, bis dasselbe ein heiratsfähiges Alter erreicht hat. Nun wird sie durch die künftige Schwiegermutter ihren Eltern mit folgenden Worten zurückgestellt: „Seht eure Tochter, die ich erzogen; sie gehört euch; aber mein Sohn liebt sie und er bittet euch, sie ihm zur Frau zu geben.“ Die Antwort lautet: „Wenn er sie liebt, soll er um sie anhalten und die üblichen Geschenke bieten.“ Sind letztere gemacht, so gilt nach einem Mahle die Ehe als geschlossen.

Endlich bin ich wieder bei meinen Mitbrüdern. Nach 70tägiger Abwesenheit traf ich am 30. April wieder in St. Lorenzo am Maroni ein.

Nachrichten aus den Missionen.

Japan.

Apostol. Vikariat Nord-Japan. In dem folgenden Briefe aus Yokohama den 2. Februar 1888 berichtet Herr Testevuide, Missionär des Pariser Seminars, an den Apostol. Vikar von Nord-Japan, Msgr. Dsouf, über eine zu Gotemba in der Provinz Suruga am Fuße des Fusijama gegründete Anstalt für Ausfähige:

„Schon früher schrieb ich Ew. bischöflichen Gnaden über die ersten Versuche, ein Spital für die Ausfähigen bei Gotemba zu gründen. Seither hat sich die Angelegenheit weiter entwickelt, und der Bau wird immer weniger ausreichend. Ich muß Sie also bitten, Sie über diesen Gegenstand etwas eingehender unterhalten zu dürfen. Der folgende Fall brachte mich zuerst auf den Gedanken, mich der Ausfähigen anzunehmen. Eine arme Frau wurde vom Ausfalle befallen und sah sich bald von ihrem Manne verstoßen und dem äußersten Elende preisgegeben. Sie wurde an das Rad einer Mühle gespannt, um den Reis zu enthüllen; als Bett warf man ihr ein paar rauhe Bretter über den Wasserlauf und spreitete darauf einige Reisfäcke. Zur Kleidung dienten ihr alte, elende Fegen, welche von Schmutz starrten; als Nahrung erhielt sie eine Tasse Reis — das war alles, was die Anverwandten für sie thaten. Um das Elend voll zu machen, verlor sie auch noch das Augenlicht. So verbrachte die Kranke, ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft und einen sichern Tod erwartend, ihre

Tage und Nächte in Seufzern und Thränen. Oftmals hatte sie die Versuchung, ihrem armseligen Leben durch einen freiwilligen Tod ein Ende zu machen, als sie von der christlichen Religion reden hörte. Bald erkannte sie die Stimme Gottes und bat inständig um die Taufe. Während ich auf ihrer durch den Ausfalle entstellten Stirn eine Stelle suchte, auf welche ich das Taufwasser gießen könnte, weinte sie, aber Freudenthränen waren es, und ihr Antlitz verklärte sich trotz der Wunden, die es buchstäblich bedeckten. Oftmals besuchte ich sie und brachte ihr die Tröstungen der heiligen Religion, und jedesmal blutete mein Herz beim Anblicke ihres traurigen Zustandes. Es war schwierig, ihr die heiligen Sacramente, namentlich die heilige Communion zu spenden. Dazu erhoben sich auch noch Schwierigkeiten seitens ihrer Familie. Ihr Bruder war ein Bonze, der mich mit feindseligen Blicken beobachtete. Es blieb also nichts anderes übrig, als die arme Kranke in das Spital zu bringen. Aber man wollte daselbst keine Ausfähige aufnehmen, und so faßte ich den Plan, für sie und die übrigen Ausfähigen, deren es in Japan und namentlich in der Umgegend von Gotemba viele gibt, eine eigene Anstalt zu gründen.

In Japan gibt es eine doppelte Art dieser Krankheit. Bei der mildern Form tritt keine Eiterung ein, und manchmal verschwindet sie, nachdem der Kranke sämtliche Finger und Zehen verloren hat. Der Ausfalle in seiner schlimmsten Form aber bringt entsetzliche Geschwüre hervor, deren Geruch unerträglich ist. Er kann sowohl von den Eltern ererbt als durch Ansteckung

übertragen werden, was die große Zahl der Ausfägigen in Japan erklärt. Wie die Ansteckung sich vollzieht, ist räthselhaft; es kann vorkommen, daß nahe Verwandte ihr ganzes Leben lang mit Ausfägigen ihrer Familie verkehren, ohne angesteckt zu werden, während ein anderer durch einmalige Berührung eines Kranken sich das Uebel zuzieht. Ausfägige gibt es hier zu Lande nach Tausenden; man trifft sie überall längs der Hauptstraßen, wo sie um Almosen betteln oder wallfahrend nach Minobu zum Grabe Nishirens, des Stifters der Hoke-shu-Secte, ziehen, der ein besonderes Mitleid mit diesen Kranken gezeigt haben soll. Ob die Regierung Japans auf ihre Kosten Leprosenhäuser unterhält, wie das auf den Sandwichinseln und in Tongking der Fall ist, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

Die Armen sehen sich auf die Milbthätigkeit angewiesen; manche halten sich auch in ihren Wohnungen verborgen und suchen das Uebel geheim zu halten, das sie befallen hat und das sie zum Gegenstande des Abscheus macht. Ich habe Fälle gehört, daß sich Eltern entleibten, sobald sie von dieser Krankheit befallen waren, nur um die Kinder vor dem entehrenden Gerüchte zu schützen, indem sie das Geheimniß ihrer Krankheit mit sich ins Grab nehmen wollten.

Wir haben an unseren Kranken mit gutem Erfolge das in Tongking gebräuchliche Heilverfahren anzuwenden begonnen. Auch habe ich mich mit dem hochw. P. Damian Deneuxier, der auf Molokai eine Anstalt von 7—800 Ausfägigen leitet, in Verbindung gesetzt. Derselbe hat mir sofort mit dem größten



Rechter Arm des Maroni.

Eifer seine langjährigen Erfahrungen mitgetheilt und mir die Adresse eines japanischen Arztes in Tokio vermittelt, welcher zu Schiba ein Spital besorgt.

Wollen wir das begonnene Werk fortsetzen, so müssen wir ein wenn auch anfangs noch so kleines Spital errichten. Dazu sind aber vier Dinge erforderlich: 1. ein Bauplatz, 2. die Erlaubniß der Ortsbehörde, 3. ein Krankenwärter, der sich dem Dienste der Ausfägigen widmen will, und 4. Geldmittel für den Bau des Spitals und die Verpflegung der Kranken. Den Bauplatz kann ich von einem Katechumenen kaufen, der am Fuße des berühmten Fushjama ein ziemlich ausgedehntes und abgelegenes Grundstück besitzt, in dessen Nähe sich Holz und Wasser findet. Der Besitzer hat mir das erforderliche Gebiet zu sehr billigem Preise angeboten, sobald er von dem Zwecke

des Unternehmens hörte. Die Erlaubniß der Ortsbehörde ist zugesagt. Auch einen Krankenwärter habe ich bereits gewonnen, einen durchaus zuverlässigen Christen, der aus übernatürlichen Beweggründen dem Glende seiner Landsleute heispringen und sich mit den Kranken einsperren will, unter der einzigen Bedingung, daß ihm und seiner Familie der nothwendige Unterhalt zugesichert werde. Dafür ist nicht mehr als 5 Yen (16 Mk.) monatlich erforderlich. Was die Baukosten anlangt, wagte ich es nicht, mich an Ew. bischöflichen Gnaden zu wenden, da ich wohl weiß, in welcher Nothlage Sie sich selbst befinden. Ich will statt dessen die christliche Milbthätigkeit um Almosen bitten. An Kranken wird es nicht fehlen. Das Spital wird an der Grenze von den drei Provinzen Koschu, Suruga und Sagami gebaut, und der Unterpräfect, in dessen Bezirk es sich befindet,



Typen der Nugas.

hat mir ein Dorf genannt, in welchem der Aussatz seit vielen Geschlechtern eingebürgert ist. Wenn es uns auch nicht gelingen wird, den Leib der Kranken zu heilen, so hoffen wir doch ihre Seelen vom Aussatz der Sünde zu reinigen und ihnen so ein besseres, ewiges Leben vermitteln zu können."

Vorderindien.

Erzbisthum Calcutta. Die blühende Mission unter den Kolhs macht, Gott sei Dank, immer trostreichere Fortschritte. Die Ernte ist so groß, daß die Arbeiter gar nicht wissen, wie dieselbe bemeistern.

"Wir haben fast das ganze Land unter uns vertheilt," schreibt P. Haghenbeel den 7. Mai aus Digghia. „Zu Bandgarn setzen die PP. Müllender und de la Croix ihre Arbeiten fort. P. van Severen besorgt Torpa und die umliegenden Dörfer; von morgens bis abends tauft er und waltet der Seelsorge. Etwa 15 bis 20 (englische) Meilen westsüdwestlich von Torpa liegt Bastia, der Aufenthaltsort des P. de Smet, von wo er die Umgegend durchstreift. P. Huyghe hat seinen Wohnsitz zu Dorma, 8 Meilen nordöstlich von Torpa; er hat daselbst eine Kapelle gebaut und wird später auch eine Priesterwohnung bauen. Das Hauptquartier des P. Lievens ist augenblicklich Karra, etwa 15 Meilen nördlich von Torpa auf Ranchi zu. Karra ist seine letzte Eroberung. Man findet ihn überall in voller Thätigkeit; kein Hinderniß schreckt ihn. Was mich betrifft, so ist mir der Stamm der Draons anvertraut; mein Arbeitsfeld erstreckt sich von Ranchi bis Rohardaga, etwa 8 Stunden weit, und ich habe die Christen von über 60 Dörfern zu besorgen. P. de Smet ist mehr als 60 englische Meilen oder 20 Stunden südlich von Torpa vorgebrungen. Neulich kam P. Lievens abends 9 Uhr nach Ranchi, nachdem er über 100 Meilen westlich gestreift war. Das ganze Land strömt uns zu; aber wie wird es uns möglich sein, diesen hungernden Schaa ren das Brod des Wortes zu brechen? Beten Sie für die Missionäre; eine ungeheure Arbeit wird ihren Schultern aufgebürdet! . . .

Unsere Kapellen bauen wir im Stile der Eingeborenen. Die Wände sind zwar nur aus Lehm, aber mit Kalk geweißt, das Dach mit Ziegeln bedeckt, und so sieht das Ganze ziemlich nett aus. Jede kostet uns 30—50 Rupien (60—100 Mark). Kapellen mit Ziegelmauern wären freilich besser; aber wo die Mittel hernehmen? Wir müssen sie duzendweise bauen. Später hoffen wir sie einmal durch würdigere Gotteshäuser ersetzen zu können."

Am 2. Mai schrieb P. de Smet aus Totara bei Bastia u. a.: „P. Lievens hat mich mit der Seelsorge für das Land jenseits von Kosi, südlich und südwestlich von Torpa, beauftragt. Die Gegend wird von Mundaris, Draons und Karrias bewohnt. Meine Mission erstreckt sich über ein Gebiet, das 23 starke Stunden in der Länge und 54 in der Breite mißt. Schon haben wir in etwa 40 Dörfern Katechisten angestellt. Am Vorabend des Maimonats konnte ich die schöne Zahl von 68 Familien, alle aus dem Heidenthume, in die Schaar der Katechumenen aufnehmen; sie sind alle aus dem Dorfe Banaibega im Gebiete des Radischah von Balkot. Fast täglich kommen Abgesandte verschiedener Dörfer, welche um Rath und Schutz gegen die Tyrannei ihrer Hindu und muselmännischen Herren bitten. Soviel als möglich suche ich immer das ganze Dorf zusammen zur Annahme unserer Religion zu bewegen. Das ist auch für sie selbst vom irdischen Standpunkte aus vor-

theilhafter; abgesehen davon, daß sie fester bleiben, können sie dann ihre Kinder ohne Schwierigkeit in ihrem Stamme vererben."

Von einer gewissen Besorgniß, welche mich mitunter beschleicht, woher ich denn die nöthigen Hilfsmittel nehmen solle, will ich gar nicht reden. Ohne Almosen können wir freilich dieses Land Gott nicht gewinnen. Aber ich zähle nach dem Beispiele meiner Mitbrüder auf die Vorsehung und den Ebelmuth unserer Wohlthäter. Ich muß etwa 50 Katechisten, Schullehrer und Diener bezahlen; überall müssen Kapellen gebaut werden; denn täglich melden sich neue Dörfer zur Annahme des Christenthums. Endlich muß ich selbst leben und meine Reisen bestreiten. Aber ich erinnere mich an das schöne flämische Sprichwort meiner Heimat: God loeft, die 'tal goeft (Gott lebt, der alles gibt).

Seit mehreren Tagen verweile ich in dem Draon-Dörferchen Tetara; daselbst bewohne ich eine kleine Hütte, in der es entsehrlich heiß ist. Ich sitze auf einem indischen Bett aus geflochtenen Stielen und schreibe auf meinen Knien, die ich als Schreibpult benütze. Neben mir lernen 32 Kinder das A-B-C. Diese kleinen Knirpse haben mich im Vereine mit ihren Kameraden, was Rosenkränze, Medaillen u. s. w. angeht, vollständig ausgeplündert."¹

P. Lievens selbst, der mit Gottes Gnade in der Kolhsmission die trostreichsten Erfolge hat, schrieb am 20. Mai aus Karra an den hochw. P. Provinzial von Belgien: „Mit Freuden erfüllt mich die Nachricht, daß wir eine gute Zahl neuer Mitarbeiter aus Europa erwarten dürfen. Wir haben aber auch viele Missionäre und bedeutende Summen nöthig; selbst den schreiendsten Bedürfnissen können wir nicht mehr entsprechen, wenn nicht wenigstens 6 neue Missionäre kommen. . . . Der Erfolg übersteigt, dank der göttlichen Güte, alle Erwartungen; in unseren kühnsten Hoffnungen hätten wir eine solche Ernte nicht zu träumen gewagt. Ein schnellerer Fortschritt scheint mir gar nicht möglich. Ganze Dörfer bekehren sich wie ein Mann, und zwar eines nach dem andern. Seit dem letzten Jahr hat sich die Zahl unserer christlichen Katechumenen verdreifacht; wir zählen jetzt 45 000 Christen. Ueberall hat man Kapellen gebaut, wohl hundert, und Schulen errichtet. . . . Dieser Erfolg ist das Werk Gottes und die Frucht

¹ Bei dieser Gelegenheit empfehlen wir unseren Lesern die Theilnahme an einem frommen Vereine, der sich in Belgien gebildet hat und dessen Zweck darin besteht, die Missionäre mit den Gegenständen der Andacht zu versehen, welche sie für die Neubefehrten nöthig haben, namentlich mit Rosenkränzen. Der Verein nimmt alte und neue Rosenkränze, Stücke von Rosenkränzen, Körner und Draht für Rosenkränze entgegen. Ferner alte oder neue Kreuze, Medaillen, Statuetten, kleine Gemälde, Altärchen, Silber, namentlich Abbildungen unseres Heilandes, der lieben Mutter Gottes und der beehrten Heiligen, Kreuzwegbilder mit oder ohne Rahmen, Stapuliere, künstliche Altarblumen und alles, was zum Schmuck der Altäre und Kapellen gehört. Man bittet, solche und ähnliche Gegenstände der Andacht franco unter der Adresse M^{mes} Reynaerts à Courtrai-Walle, n^o 26 (Belgique) einzusenden. Wer Mitglied dieses „Oeuvre des vieux Chapelets“ werden will, muß einen jährlichen Beitrag von 20 Pf. bezahlen; wer 8 M. entrichtet, wird als beehrtes Mitglied eingeschrieben; wer 80 M. schenkt, gilt als Mitgründer des Vereins. Die Namen aller Theilnehmer und Wohlthäter werden in eine Liste eingetragen und haben ein besonderes Anrecht auf die Gebete und guten Werke der Missionäre, welche sie auf solche Art unterstützen.

des himmlischen Segens, den die Gebete frommer Seelen auf unsere armen Eingeborenen herabziehen."

Zwei Tage später schrieb P. Motet aus Ranchi: „Wer sollte nicht über die Wunder der Gnade staunen, welche Jesus Christus in diesem Winkel von Gota-Nagpore wirkt? Vor zwei Jahren befand ich mich als Reconvalescent in Durunda; damals gehörte uns in Ranchi, dem Hauptort dieser Provinz, noch kein Zoll breit Erde. Jetzt haben wir hier eine ausblühende Gemeinde. Unsere Schule zählt 50 Pensionäre. Soeben hat uns die englische Regierung Schulbänke geschenkt. Ueberdies haben wir mitten in der Stadt einen großen Garten, eine Kapelle, ein Missionshaus u. s. w. Unsere Missionäre zählen kaum mehr die Neubekehrten. P. de Smet schreibt mir von Basia: „Viele Katechumenen melden sich; am Vorabend des Maimonat nahm ich ein Dorf von 68 Familien auf.“ P. Lievens, der Haupturheber dieser Bewegung, schreibt mir heute, ich weiß nicht woher (seine Residenz ist der Sattel eines seiner 5—6 Ponies, die er der Reihe nach lahm reitet): „Schicken Sie mir, was Sie mir schicken können. Wie soll ich sonst leben und bauen? Ich allein habe augenblicklich 32 Kapellen im Bau.“ Vor einigen Tagen meldete P. Huyghe aus Dorma: „Auch hier schaaren sich die Andersgläubigen um uns; 26 neue Familien haben sich uns angeschlossen; die übrigen werden nachfolgen. Bei meiner Ankunft fand ich nur 13 Kinder in der Schule; jetzt habe ich 50, und andere Schulen werden in den umliegenden Dörfern errichtet.“ P. Huyghe beschäftigt 43 Mann als Schullehrer und Katechisten, und ihre Zahl genügt noch nicht. In seiner Pfarrei befinden sich 6000 Neubekehrte, theils schon getauft, theils noch Katechumenen. Man ruft ihn überall hin; die Dörfer schicken Abgesandte an ihn mit der Bitte, sie aufzunehmen. Auf einer dreitägigen Rundreise, welche er letzte Woche machte, nahm er in verschiedenen Dörfern 10, 20, 30, im ganzen etwa 100 Familien unter die Katechumenen auf. In einem Dorfe, das seit einigen Wochen christlich ist, hat er 52 Kinder getauft.“

Endlich noch einige Worte aus einem Briefe P. Haghenbeek's aus Digghia vom 2. Juni: „Gestern bin ich von Koharbaga zurückgekommen, wohin ich auf die Bitte des P. Lievens mich begeben hatte. Die Einwohner von 20 Dörfern in der Nachbarschaft des genannten Ortes haben sich angeschlossen, den katholischen Glauben anzunehmen. Die Bewegung ging von Koganatpur aus, einem Dorfe 12 Meilen nördlich von Digghia zwischen Koharbaga und Ranchi. . . Wir hoffen, daß sich der ganze Bezirk bekehren wird.“

Aegypten.

Aus Lantah im Nildelta schreibt Schwester Héliodore, eine Nonne der afrikanischen Mission von Lyon, über die Erfolge und Hoffnungen, welche die dortigen Missionschwestern durch den Unterricht der Töchter nichtchristlicher oder schismatischer Eltern erzielen:

„Unsere Zöglinge sind mehr denn je der Gegenstand unserer Liebe und Sorge, und das verdienen sie auch durch den Trost, den sie uns in jüngster Zeit bereiten. Welch ein Unterschied zwischen den Kindern, die wir hier bei unserer Ankunft trafen und die ohne Unterricht, ohne Erziehung, ohne irgend welche religiöse Grundlage heranwuchsen, und unseren Zöglingen von heute, welche wohlunterrichtet, höflich und voll der besten Gesinnungen sind! Nach und nach sehen wir ihre Eigensucht schwinden, welche uns so widerlich war; Liebe zu den Armen,

Liebe zur Arbeit und Liebe zu Gott treten an ihre Stelle und werden sie hoffentlich immer vollständiger verdrängen. Die größeren Mädchen haben soeben aus ihren Ersparnissen einen Teppich für die Kapelle angeschafft; oftmals bringen sie das Opfer eines Lederbissens, um den Armen einen Pfaster schenken zu können. Früher pflegten sie immer zu sagen, wenn man ihnen von dem Elende der Armen sprach: „Schwester, sie sind die Armuth gewöhnt und empfinden sie nicht“, während sie jetzt vom Anblicke eines Nothleidenden gerührt werden. Auch die Erzählung des Leidens Christi ergreift sie tief, und ich glaube, es werden sich manche von ihnen und durch sie bekehren. In unsere Kapelle kommen viele unserer früheren Zöglinge und beten in ihren orientalischen Schleier gehüllt. Wie könnte unsere liebe Mutter im Himmel ihre barmherzige Fürsprache versagen, wenn sie so ein jüdisches, muselmännisches oder schismatisches Mädchen zu ihren Füßen beten sieht?

Wir haben hier eine Anzahl Mädchen aus den besten Familien des Bezirks; aber unsere Anstalt nimmt ebensowohl die Kinder der Armen auf, und diese bilden die Mehrheit. Die Nahrung dieser Kleinen ist ein Rapf in Wasser abgekochter Mais, und dabei knuppeln sie mit ihren kleinen, blendendweißen Zähnen an einer harten Brodrinde. Ihr einziges Kleidungsstück ist ein baumwollener Kasten, den sie tragen, bis er in Fetzen von ihnen fällt. Wie sehr kommen uns alte Kleider einiger Wohlthäterinnen zu statten! mit ihnen können wir sie wenigstens anständig bedecken. Unsere Anstalt ist übervoll. Neulich kam die Mutter eines unserer Kinder, eine fanatische Muselmännin, und wollte wissen, was wir das Kind lehrten; man sagte ihr das Vaterunser vor, und das gefiel ihr sehr. Nächstes Jahr werden wir schon die Kinder unserer ersten Zöglinge in die Anstalt bekommen. Ein Mädchen von 14 Jahren, das letztes Jahr unsere Schule besuchte, ist eben jetzt bei uns mit der Herstellung ihrer Brautausstattung beschäftigt. Unter unseren Klavierschülerinnen befindet sich die Tochter des Mudir (hoher türkischer Beamter); das Zeichnen aber findet in Aegypten wenig Freunde, da es eine „stille Kunst“ ist.“

Ostafrika.

Traurige Nachrichten meldet der Telegraph aus Sansibar. Bekanntlich hatte der Sultan von Sansibar den seiner Oberhoheit unterstehenden Küstenstrich von Ostafrika der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft in Verwaltung gegeben. Verwaltungsänderungen, welche die Deutschen einführen wollten, gaben nun den Eingeborenen, namentlich den tonangebenden Arabern, die Veranlassung zu einer offenbar seit lange geplanten Erhebung gegen die verhassten Fremdlinge. Zu Tausenden haben sie Ende September die Waffen ergriffen, die wenigen Deutschen aus den Küstenortschaften hinausgeworfen und zur Flucht nach Sansibar genöthigt. Umsonst hat das deutsche Kriegsschiff „Möve“ den Hafenort Tanga bombardirt und 30 Aufständische niedergeschossen. Man mußte der Uebermacht weichen. In Kilwa oder Kilwa fielen zwei deutsche Beamte mit elf Dienern angesichts des deutschen Kanonenbootes, welches zu ihrer Unterstützung keine Mannschaften landen konnte, weil Tausende von Aufständischen das Ufer besetzt hielten. Die Küstenstämme erheben sich massenhaft. Noch soll Bagamoyo, wo die herrliche Missionsstation der Väter vom Heiligen Geiste, eine der blühendsten ganz Afrika's, sich befindet, durch englische Kriegsschiffe geschützt sein, während nach anderen Nachrichten auch dort

bereits ein Kampf stattgefunden hätte, und vielleicht trifft, bevor diese Zeilen unseren Lesern zugehen, die Nachricht von der Zerstörung dieser so segensreich wirkenden Mission ein. Auch die Missionäre des P. Amrhein aus Bayern haben ihre Station Bugo bei Dar-es-Salam vor den Aufständischen räumen müssen.

Leider ist zu fürchten, daß der Aufstand das Zeichen einer allgemeinen Erhebung der Araber und der diesen ergebenden Häuptlinge bis zum Tanganjika und bis nach Uganda hin gegen die Weißen sein werde, und daß somit auch die Missionen im Innern und in Aequatorial-Afrika bedroht sind. Sachkundige sind der Meinung, daß es sich um eine großartige muselmännische Verschwörung handle, an welcher alle einflussreichen Häuptlinge von den großen Seen unter dem Aequator bis an die Meeresküste theilnehmen. Die muselmännischen Sklavenhändler und Sklavenjäger, welche sich durch das Vorbringen des Christenthums und der europäischen Gesittung bedroht sehen, werden einen Vernichtungskampf gegen alle Europäer wagen. Etwa 40 katholische Missionäre, welche auf der Hochebene von Tabora, am Victoria-Nyanza und Tanganjika-See wirken, darunter auch Deutsche (P. Hirth, P. Schynse, Bruder Hieronymus Baumeister), schweben in

Todesgefahr, wenn der Aufstand wirklich die mit Grund gefürchteten Verhältnisse annimmt. Wir können also unsere Leser nur um inständiges Gebet ersuchen, mit dem sie den bedrohten Missionen in dieser großen Gefahr gewiß eifrig beispringen werden.

Westafrika.

Das **Apostol. Vikariat Belgisch-Kongo**, welches Se. Heiligkeit Leo XIII. unter dem 11. Mai dieses Jahres errichtete, umfaßt so ziemlich den ganzen internationalen Kongostaat. Im Norden, Süden und Westen fallen die Grenzen des neuen Vikariats mit denen des Kongostaates zusammen; im Osten aber soll der 30. Grad östlicher Länge (von Greenwich) vom 4. Grade nördlicher Breite an zum Muta-Ngige-See und von dessen Südenbe bis zum Einflusse des Lira in den Lualaba, ferner längs dieses Flusses und des Westufers des Moero-Sees bis zum Bangweolo-See die Grenze bilden. Se. Heiligkeit hat das ungeheure Missionsgebiet der Congregation vom unbefleckten Herzen Mariä von Scheutfeld, mit der auch das afrikanische Missionsseminar zu Löwen vereinigt wurde, übergeben. Im September sind die ersten vier Priester in diese große belgische Mission abgereist.

Miscellen.

Neuer Aufschwung der Missionsarbeit unter den Indianern. Mehr als früher wird das Wirken der katholischen Indianer-Missionäre auch von der Bundesregierung anerkannt und durch Unterstützung und Erhaltung der katholischen Indianerschulen gefördert. 46 Tag- oder Kostschulen erhalten nunmehr von Bundeswegen einen jährlichen Beitrag von insgesamt 236 854 Dollars. Das dritte Plenarconcil von Baltimore hat einen Theil der Missionscollekte der Indianer-Mission überwiesen. Marquette, de Smet, Baraga haben diese Tage nicht gesehen, aber es sind ihnen Nachfolger schneller erstanden und in größerer Zahl, als jemals geahnt wurde. Obgleich eine ganz genaue Berichterstattung wegen der Mangelhaftigkeit der

einzelnen Diöcesanberichte in Hoffmanns Directory nicht möglich ist, läßt sich doch mit annähernder Gewißheit sagen, daß nunmehr 88 katholische Priester unter den Indianern der Vereinigten Staaten wirken. Von diesen sind 20 Weltpriester, 20 Benediktiner, 12 Franziskaner und 36 Jesuiten. Der Nationalität nach sind 35 Deutsche, 23 Franzosen, 19 Italiener und Spanier, 6 Holländer, 4 Irländer und 1 Slowene, nämlich der greise Titularbischof Mraz. Die 12 Franziskaner-Missionäre gehören alle der Provinz vom heiligsten Herzen an. Außer der französischen Benediktinerabtei im Indianerterritorium sind vertreten die deutschen Abteien St. Meinrad, Conception und St. John.

Für Missionszwecke.

	Markt.		Markt.		Markt.
Für die dürftigsten Missionen:		Durch Gestl. Rath Hoffmann in Mt-Bülz . . .	100.—	Für den Bonifacius-Verein:	
Aus R.	150.—	Durch Herder & Co. in München . . .	20.—	Von R. R.	50.—
Aus Straßburg i. E.	100.—	Für die Jesuiten-Mission am Sambesi		Für Kokauf und Unterhalt von Heiden-	
Von F. A. Schmitt in Buffalo, N. Y. . . .	8.20	(Südafrika):		kindern:	
Von Joseph Schmitt in Bulda	50.—	Von Beneficiat Sch. . . in Rain	20.—	„Monstra te esse matrem!“	200.—
Von F. Wald in Prag	16.40	„In honorem beat. Mariae Virg. sine labe		Aus Pfaffenlofen	20.—
Von Joseph Nader, Postbote in Blaidach .	20.—	orig. conceptae“	10.—	Für Kokauf und Unterhalt von Neger-	
Für die Missionen in China, Japan		Von Kaplan Dworzi in Nicolai D. S. . .	11.10	kindern:	
und Indien:		Von M. Kallenbauer, Domvikar in Salzburg	150.42	„Monstra te esse matrem!“	200.—
Von B. R.	2.80	Für P. Bonifacius Peters in Marien-		Aus R.	100.—
Von F. R. in Mengen	41.60	feld, Texas:		Von J. R. in Bonn	23.—
„St. Franziskus Xaverius, bitte für uns!“	14.—	Von R. M. Sch. in R.	4.—	Von J. M. R.	1000.—
Von C. St. in München	20.—	Für den Peter-Claver-Verein:		Pro Papa:	
Für die nothleidenden Priester in Si-		Von F. P. S.	1000.—	Aus R.	101.—
birien:		Für die Anstalten des † Dom Bosco in		Von J. J. S. in München	2.—
Von B. P. S.	1.—	Turin:		Für verschiedene Zwecke:	
Von F. R. in Mengen	6.—	Von R. R.	49.—	Von R. M. B. S.	12.—
Für nothleidende Missionspriester zur		Aus dem Reichthal	5.—	Von Dr. Bingsmann, Subregens in Köln .	84.10
Verfolgung von hl. Messen:		Für den Kindheits-Jesu-Verein:		Aus Stehl	2.—
Von Wfr. Mische in Kleinweller	30.20	„Monstra te esse matrem!“	200.—	Von W. J. S. in München	9.—
Von Kaplan Söhler in Scheibegg	40.—	„Zu Ehren des göttlichen Kindefreundes“ .	10.—		
Durch Dr. B. Gierich in Gr. Strelich . .	200.—				

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von **F. J. Sutter**, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg. Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg im Breisgau. — Redactionschluß und Ausgabe: 15. October 1888.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.